Flugschriften
des
Evangelischen Bundes
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Nr. 325/26.

An Luther's Tische.

Von

K. Bauer,
Stadtpfarrer in Donaueschingen.

Halle (Saale) 1911
Verlag des Evangelischen Bundes.

An Luthers Tische.

Von K. Bauer, Stadtpfarrer in Donaueschingen.

Für wenig Männer fließen uns die Quellen so reichlich wie für Luther. Wir sind für die Kenntnis seiner Person und seines Werkes nicht bloß angewiesen auf die Mitteilungen seiner Zeitgenossen. Seine eigenen Schriften stehen uns dafür in ihrer ganzen Fülle zu Gebote. Auch Zeugnisse der unmittelbarsten und persönlichsten Art sind uns von ihm erhalten. Wir denken vor allem an seinen Briefwechsel, in dem er ganz er selber ist. Dazu kommen die Gespräche, die er im Kreise seiner Freunde und Hausgenossen geführt hat, die sogenannten Tischreden.

Wir können den Männern, welche uns diese Unterhaltungen aufgezeichnet haben, nicht dankbar genug sein. Indem sie uns Luther gleichsam im Hauskleide und in unbeobachteten Augenblicken zeigen, liefern sie uns einen wertvollen Beitrag zu seinem Charakterbilde. Hier lernen wir den Reformator kennen, wie er leibt und lebt. Und wir haben nicht zu befürchten, daß er dabei etwas von der Achtung einbüßen werde, die wir ihm gerne entgegenbringen. Der Ultramontanismus hat zwar auch hier mit seinen Anklagen gegen ihn einsetzen wollen. Wie seine Darstellungen der „Kirchentrennung" den Charakter Luthers, seinen Lebenswandel, seine Kenntnisse herabsetzen, wie sie ihn zuletzt am liebsten als Selbstmörder enden lassen möchten, so soll nach ihnen natürlich auch der Mund dieses Erzketzers voll schandbarer Reden gewesen sein. Indessen ist gegen diese Schmähsucht längst von berufener Seite festgestellt worden, daß Luthers Tischreden, gerade was unpassende und schlüpfrige Bemerkungen angeht, „ruhiger von jedermann gelesen werden können, als z. B. manche edle Dichtungen Shakespeares".[1]) Luther ist auch daheim und unter seinen Freunden kein anderer, als in seinen Schriften und vor aller Öffentlichkeit. Er ist eine von den einheitlichen Naturen, die in ihrem Werke leben, und deren Charakter sich in ihrem Werke spiegelt.

Es ist uns von Wert, das feststellen zu können. Gewiß ist die sachliche Bedeutung einer Lehre nicht gebunden an die Person dessen, der sie zur Geltung gebracht hat. Die Wahrheit steht auf sich selbst. Aber es

---

1) J Köstlin, Luther und J. Janssen. Halle 1883. S. 48.

macht doch einen Unterschied, ob wir Lehre und Leben eines Großen im Einklang oder im Widerstreite miteinander finden. Im einen Falle werden wir uns leicht gewinnen lassen, im anderen, schon halb gewonnen, wieder irre werden.

So lassen wir uns jetzt unbesorgt an Luthers Tische nieder und mustern zuerst (1.) die Haus- und Tischgenossen, achten dann (2.) auf den Gang der Unterhaltung, sehen weiter (3.) zu, wie diese Gespräche auf uns gekommen sind, prüfen hierauf (4.) ihren Inhalt und machen uns danach endlich (5.) ein Bild von dem Manne, den wir so in seinem intimsten Freundes- und Familienkreise belauschen durften.

1.

Luthers Reformation ist auch an dem „Schwarzen Kloster" in Wittenberg nicht spurlos vorübergegangen. Einer von den Insassen nach dem anderen verließ es. Eine Zeitlang war es nur noch von Luther und dem Prior Eberhard Brisger bewohnt, und es muß eine ziemlich trostlose Junggesellenwirtschaft gewesen sein, die die beiden da miteinander führten, wenn Luther später erzählt, er habe vor seiner Heirat ein Jahr lang, wenn er abends müde und abgearbeitet ins Bett fiel, sein Lager noch ebenso vorgefunden, wie er es am Morgen verlassen habe. Dann war die Heiligkeit des Ehestandes entdeckt worden. Einer der Freunde um den anderen hatte sich verheiratet, und in dem entscheidungsvollen Jahre 1525 hatte auch Luther Hochzeit gemacht, um ängstlichen Gemütern und Feinden der Wahrheit durch die Tat den Beweis zu erbringen, daß auch Priestern und Mönchen und Nonnen die Ehe unverboten sei. Am 13. Juni hatte Katharina von Bora, vormals Nonne im Kloster zu Nimptschen, als seine rechtmäßige Ehefrau ihren Einzug in dem Wittenberger Augustinerkloster gehalten, das der Kurfürst Johann der Beständige dem Paare einräumte. Was Luther an ihr gefunden hat, davon hat er häufig geredet. Er ist gegen ihre Fehler und Schwächen nicht blind gewesen. Aber das Lob, welches er ihr spendet, überwiegt doch alles, was man an ihr auszusetzen finden mag, und wir dürfen seine Reden von dem „Herrn Käthe", „seinem Mose", „seiner Kette", seinem „Oberherren", die uns einzelne Tischgesellen getreulich aufgezeichnet haben, nicht ernster nehmen, als sie gemeint sind. Ein langjähriger Gast des Hauses, Hieronymus Weller, teilt aus seinen Erinnerungen mit, wie er Luther oft habe sagen hören, er preise sich von Herzen glücklich, daß ihm Gott eine so folgsame, bescheidene und kluge Gemahlin geschenkt, welche so ausgezeichnet für seine Gesundheit sorge und eintreten könne und sich so geschickt seinem Wesen anzupassen und seine Fehler und Unannehmlichkeiten mit so stillem Gemüte zu tragen wisse; denn er könne bei seinen vielen Arbeiten, Beschäftigungen und Anfechtungen nicht immer seinem Wohlbefinden Rechnung tragen.

Aus dem verödeten Augustinerkloster war nun ein evangelisches Pfarrhaus geworden, und bald regte es sich in den verlassenen Räumen von neuem Leben. Eine andere Musik als die Litaneien und der Horensang der Konventualen ließ sich jetzt darin vernehmen, ungewohnt und lieblich zu hören für den ehemaligen Mönch: das Weinen der Kleinen in der Wiege und Spiel und Scherz in der Kinderstube. Unter den Hausgenossen nahm einen Ehrenplatz die „Muhme Lene" ein, eine Tante der Hausfrau, von Luther stets besonders wert gehalten, „der gute Hausgeist, die echte und rechte Kindertante in der Lutherischen Familie" (Thoma), vormals Siechenmeisterin in dem Kloster zu Nimptschen und so zum Warten und Pflegen auch in der Familie wohl geschult. Dazu kamen dann weiter die Glieder eines ausgedehnten Verwandtenkreises, Neffen und Nichten, Kinder von Freunden und Bekannten; ferner zu bestimmten Zeiten die Gevattersleute und Hausfreunde, die Kollegen und Mitarbeiter bei der Übersetzung und Revision der Bibel, namentlich Melanchthon und Justus Jonas, die Stadtgeistlichen Bugenhagen, Cruciger und der schreibgewandte Diakonus Rörer, auch Luthers Verleger Hans Luft, der Maler Lukas Kranach u. a.; endlich noch für kürzere oder längere Zeit allerlei Besuch, Kostgänger und Hausgenossen, meist nicht mehr ganz junge Leute, die zum Teil Luther bei seiner Arbeit unterstützten oder bei der Erziehung der Jugend mithalfen oder sich im Haushalte nützlich machten. Einige dieser Haus- und Tischgenossen sind uns näher bekannt geworden und haben für uns hier ein besonderes Interesse, weil sie uns teilweise aufgezeichnet haben, was sie aus Luthers Munde zu hören bekamen.

Der erste unter ihnen ist Konrad Cordatus. Hussitischer Abstammung, sieben Jahre älter als Luther und an Temperament ihm nicht unähnlich, war er zu wiederholten Malen in Wittenberg: zuerst 1524, als er, seiner evangelischen Gesinnung wegen seines einträglichen Pfarramtes in Ofen entsetzt, zu Luthers Füßen nochmals Theologie studierte; dann wieder 1526, nachdem ihn seine evangelische Predigt sehr schnell ins Gefängnis gebracht hatte, dessen Schrecken er dank dem Mitleide des Wärters nach dreivierteljähriger Haft entrinnen konnte; das nächste Mal 1528—29, nachdem er vergeblich gehofft hatte, in Schlesien und danach in Österreich eine Anstellung zu finden; und zuletzt nach zweijähriger Tätigkeit in Zwickau 1531—32, bis er durch Luthers Vermittlung Pfarrer in Niemegk bei Wittenberg wurde, von wo er 1537 nach Eisleben kam. Er starb als Superintendent zu Stendal in denselben Wochen wie Luther, mit dem ihn bis ans Ende eine innige Freundschaft verband. „Wenn ich ins Feuer gehen müßte", soll Luther einmal geäußert haben, „so ginge Dr. Pommer (Bugenhagen) mit bis an die Flamme, aber Cordatus mitten hinein." Weniger gut war Cordatus auf Frau Käthe zu sprechen; in den Aufzeichnungen, die er uns über seinen Aufenthalt in Luthers Hause hinterlassen hat, stellt er sie als herrschsüchtig und hoffärtig hin. Auch mit Melanchthon verfeindete er sich zeitweilig, weil er seiner Rechtgläubigkeit nicht traute, und er brachte es einmal fast so weit, daß Melanchthon Wittenberg verließ; doch söhnten sich die beiden später wieder miteinander aus.

Das Jahr 1527 brachte einen Gast, der volle acht Jahre blieb, in der Person des Freiberger Hieronymus Weller, dessen Brüder Peter und

Matthias sich zeitweilig auch einfanden. Fünf Jahre (1529—1534) weilte der Nürnberger Veit Dietrich in Luthers Hause, mit dem zugleich sogar eine Schar von sechs Scholaren ihren Einzug hielt. Er wäre vielleicht noch länger geblieben, wenn nicht seine Liebschaft mit einer kleinen Nichte Luthers seinem Aufenthalte ein Ende gemacht hätte. Seine unfreundlichen Urteile über die Hausfrau haben einige Jahre später seinen Landsmann Hieronymus Besold doch nicht abgehalten, die Gastfreundschaft des Lutherischen Hauses in Anspruch zu nehmen. Mochte Weller wegen seiner Schwermut zeitweilig schwer zu behandeln sein, so hielt Dietrich, später Pfarrer an der Sebalduskirche in seiner Vaterstadt, von sich, er habe einen krausen Sinn, und sein Einvernehmen mit Frau Käthe war nicht immer das beste.

Seit 1531 gehören auch der Bürgermeisterssohn Anton Lauterbach aus Stolpe und der von Zweifeln gequälte Oberpfälzer Johann Schlaginhaufen zu dem Kreise der Hausgenossen. Lauterbach weilte, nachdem er einige Jahre in Leisnig Diakonus gewesen war, 1537—39 in gleicher Amtsstellung noch einmal in Wittenberg, bis ihn die Ratsherren von Pirna sich zum Superintendenten holten. Er war mit einer früheren Nonne verheiratet, und als der Bischof von Meißen sich seiner Ernennung nach Leisnig widersetzte, weil er nicht geweiht sei, gab er dem bischöflichen Amtmann ganz im Sinne seines Meisters zur Antwort: er sei genug geweiht durch sein Weib, denn Mann und Weib seien nach der Bibel Ein Leib.[1]) Schlaginhaufen, gerne von den anderen „Meister Hans“ genannt, während er selber den deutschen Namen lieber mit dem lateinischen Turbicida oder dem griechischen Ochloplectes oder Typtochlios wiedergab, begegnet uns später als Pfarrer in Zahna und Köthen.

Groß ist im Verhältnis die Zahl der Gäste aus Österreich. Neben jenem Konrad Cordatus lernen wir Michael Stiefel kennen, der im Jahre 1528, ehe er Pfarrer zu Lochau wurde, die Gastfreundschaft des Lutherischen Hauses genoß, wenige Jahre später aber zum Verdrusse Luthers als Prophet des Weltendes allerlei Verwirrung anrichtete. Nach ihm nahm ein vertriebener Österreicher namens Kummer (1529) seine Zuflucht zu Luther.

Kurz vor seinem Tode erzählte Luther noch in Eisleben von der Entschlossenheit eines Ungarn Matthias de Vay, der 1533 nach Wittenberg gekommen und dann daheim im evangelischen Sinne tätig war. Der Statthalter, vor dem er von einem papistischen Prediger verklagt wurde, ließ zwei Tonnen Pulver auf dem Markte zu Ofen aufstellen und sagte: Wer seine Lehre als die rechte verteidigen wolle, der solle sich auf die eine Tonne setzen, dann wolle er die Zündschnur anzünden; wer dabei lebendig bleibe, der habe die Wahrheit auf seiner Seite. Der Papist wollte von dieser Feuerprobe nichts wissen, de Vay aber sprang flugs auf das eine Pulverfaß und hatte damit bei dem Statthalter gewonnenes Spiel. Er durfte von jetzt ab öffentlich das Evangelium verkündigen. Der Papist aber wurde

1) A. Thoma, Katharina von Bora. Berlin 1900. S. 163.

in eine Strafe von 4000 Gulden genommen und mußte dem Statthalter eine Zeitlang noch 200 Kriegsknechte besolden und unterhalten.

In den letzten Jahren fand sich aus Österreich außer einem Ferdinand a Maugis und dem ehemaligen Hofmeister der Söhne des späteren Kaisers Ferdinands I., Wolfgang Schiefer (Severus genannt), namentlich noch Johannes Matthesius aus Joachimstal, der älteste Biograph Luthers, in dem Schwarzen Kloster ein (1540—42).

Auch einen Engländer lernen wir kennen, D. Robert Barns, der 1529 aus seiner Heimat hatte weichen müssen und sich unter dem Decknamen Antonius als Tischgenosse Luthers in Wittenberg aufhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er als Ketzer verbrannt (1540). Luther hat ihm ein Ehrendenkmal gesetzt, indem er eine Vorrede zu dem Bekenntnis schrieb, das dieser Märtyrer vor seiner Hinrichtung öffentlich ablegte.

Indem wir auf Vollständigkeit unserer Liste verzichten, nennen wir nur noch den letzten unter allen. Es ist der Mansfelder Johann Goldschmidt, Aurifaber genannt, der schon 1537—40 in Wittenberg gewesen war, aber erst bei seinem zweiten Aufenthalt daselbst (1545—46) Luthers Hausgenosse und dann auch Zeuge seines Heimgangs geworden ist.

Das Haupt und der geistige Mittelpunkt dieses ganzen Kreises war und blieb natürlich Luther. Wer ihn hier betrachtet, erkennt unschwer die Züge wieder, die ihm bereits von früher an seinem Bilde bekannt sind. Da ist noch der „hurtige und fröhliche, junge Geselle“, als der er seine Universitätsjahre verlebt hatte. Da ist noch diese umgängliche Natur voll Frohsinns und geselliger Bedürfnisse und mit ihrer Liebe zur Musik und zu den Klassikern, die durch all die Jahre im Kloster nicht hatte umgebracht noch verbildet werden können. Aber da ist auch noch „der Philosoph“, wie ihn das Humanistenvölklein Jung-Erfurts einst genannt hatte, jener Sinn, der ernst und grübelnd in die Tiefen des Lebens blickt. Aber diese Linien treten jetzt viel kräftiger und bestimmter hervor als ehedem. Der ganze Mann hat sich innerlich zu seiner vollen Größe ausgewachsen, sein Charakter ist über seinem Lebenswerke reif, sein innerer Besitz über alles Erwarten reich geworden. So kommt ihm eine Autorität zu, die ihm freiwillig auch von den Älteren zugestanden wird. Sie alle, die für kürzere oder längere Zeit an seinem Tische weilen, fühlen seine geistige und sittliche Überlegenheit. Den Rahmen aber, der sich um das ganze Bild legt, bildet die Häuslichkeit Luthers, die ihm die Friedensstatt bot nach aller Last und Hitze des Tages. Wie er sich hier gibt, ist er der geborene Familienvater, und auf das liebenswürdig anheimelnde Kleinleben des großen Mannes hat man[1]) nicht mit Unrecht das Wort Friedrich Vischers von der „gesunden Philisterhaftigkeit der deutschen Natur“ angewandt. Als einen Vater haben ihn alle verehrt, die ihm hier näher traten und ihn im Freundes- und Familienkreise, zwischen der Arbeit und bei der Erholung sahen. Von dem harmlosen, weltoffenen Sinn und dem großen Schatz an Weisheit und Lebenserfahrung, den sie da kennen

1) F. von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890. S. 561.

lernten, bewahrten sie unverlierbare Erinnerungen, und der Schweizer Johannes Keßler, der im „Bären" zu Jena einst mit dem „Junker Jörg" am gleichen Tische gesessen hat, gibt nur den allgemeinen Eindruck wieder, den alle von ihm empfingen, wenn er urteilt,[1]) daß „er von natur ain fruntlicher und huldseliger mensch ist, nitt das er sich flaischlicher gailhait, oder ungezömter fröden gebruchte, sunder sin ernst ist dermaßen mit fröden und fruntlichkait vermischet, das ainen gelustet, by im ze wonen, sam (= gleichsam als ob) Gott sin wunesam und frodenrich Euangelion nitt allain durch sin ler, och in sinen geberden welte bewißen."

2.

Es ist ein ansprechendes Bild deutsch-evangelischen Familienlebens, das sich vor unseren Augen entrollt, wenn wir zu guter Stunde uns in den Kreis um Luther mengen, sei's daß man am Abend um den großen Eichentisch im Wohnzimmer versammelt ist, — sei's daß der linde Tag in den Garten gelockt hat, wo der Wind in der Krone des Birnbaums rauscht, unter dem einst Staupitz so väterlich mit dem angefochtenen Mönch geredet hatte, — sei's daß man sich einmal draußen vor der Stadt ergeht.

Es versteht sich von selbst, daß der Hausvater die Zügel der Unterhaltung immer fest in der Hand behielt. Vorlautes Wesen wagte sich in seiner Nähe nicht hervor. Wollte es sich je einmal melden, so belehrte er seine Leute nach Plutarch, sie seien die Buchstaben im ABC; einige sollten sein die Vokales, die das Wort haben, einige Semivokales, die zum Teil reden, die Jungen aber sollten sein die mutae, das stumme e, die schweigen und zuhören. Wie jeder große Geist, so drückte auch er seiner Umgebung den Stempel seiner Art auf. Aber es geschah auf die schlichteste und natürlichste Weise. Er orakelte nicht. Wenn er in den Kreis der Hausgenossen trat, so gab er sich nicht die Pose, ihnen neue Offenbarungen zu bringen, sondern er war dann unter ihnen ein Mensch unter Menschen, freilich stets im Bewußtsein, wer er sei. Ebenso fern aber wie feierliche Unnahbarkeit lag ihm öde Geschwätzigkeit. Es war ihm selbst nicht recht, wenn er sich in seinen letzten Jahren dabei ertappte, wie er beim Erzählen zu weitschweifig geworden war, und er entschuldigte diese Redseligkeit dann mit dem zunehmenden Alter. Nur in solchen Gesprächen fand er seine Genüge, die sich auf einer gewissen Höhe hielten und darum dem Geist Erfrischung und Anregung boten. Das beste dazu steuerte er selber bei. Er glich dem Hausvater im Evangelium, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt.

Was uns an der Unterhaltung zunächst auffällt, ist die Sprache, in der sie geführt wird. Es ist ein eigenes Idiom, dessen sich dieser Kreis bedient. Latein und Deutsch gehen da, wie in Melanchthons Vorlesungen, bunt durcheinander.

1) Sabbata (herausgegeben von Goetzinger, St. Gallen 1870) I, 123.

„Genesis", so sagt Luther z. B. einmal über das 1. Buch Mose — „ist das rechte buch. Das soll man lesen und leren. Ibi videmus antiquissimos patriarchas consentire nostrae fidei (= da sehen wir schon die alten Patriarchen in Übereinstimmung mit unserem Glauben). Es ist aber meins beduncken‍s nicht Moisis; denn man hat vor auch bucher gehabt und citirt bucher: In libro bellorum Domini (= im Buch von den Kriegen des Herrn, vgl. 4. Mos. 21, 14) et justorum Domini (= und im Buch der Redlichen, vgl. 2. Sam. 1, 18, oder des Frommen, vgl. Jos. 10, 13). Ego credo, quod Adam scripsit aliquot generationes (= ich achte, Adam habe etliche Generationen beschrieben), denn Noah et reliqui (= und die übrigen), wie es inen gegangen ist. Judaei enim sunt antiquissimi scriptores (= denn die Juden sind die frühsten Schriftsteller); Graeci (= die Griechen) haben spat angefangen, und die Deutschen haben kaum 1000 jar geschrieben."

Es ist die Mischkultur des Zeitalters, die sich in dieser Sprechweise spiegelt. Wo die Kulturen zweier Welten sich durchdringen, da fließen auch ihre Sprachen ineinander. Wie man darum unter den römischen Kaisern aus dem Lateinischen unvermittelt ins Griechische fiel und umgekehrt; wie man bei uns im Zeitalter Ludwigs XIV. und noch später das Deutsche mit Französisch durchsetzte; wie diese beiden Sprachen heute noch von dem Elsässer wahllos durcheinander gebraucht werden; wie man an der Wasserkante das Platt in das Englische und dieses wieder in jenes übergehen läßt: so ist diesen Männern der kirchlichen und Renaissancekultur das Latein ebenso geläufig wie ihre Muttersprache, und derselbe Luther, der sich darüber aufhielt, daß Zwingli in Marburg Griechisch und Hebräisch auf die Kanzel brachte, griff auch da, wo er der unmittelbarsten Eingebung seines Herzens folgte, zur lateinischen Sprache ebenso unbekümmert wie zu der deutschen.

„Der himel" — so bezeugt er im Freundeskreise seine Heilsgewißheit — „ist mir umbsonst gegebenn undt ist mein geschenck, undt ich habe siegel undt brieffe daruber; das ist, ich bin getaufft undt gehe zum Sacrament; darumb vorwahr den brieff, das dir in der Teuffel nicht zurreiße. So bleib in timore Domini (= in der Furcht des Herrn) unndt bette das vater unnser. Gott hat mir die seligkeit undt das Euangelium nicht höher noch besser können vergewissen, dan mit dem leiden unndt sterben seines sohns, undt, wan ich glaube, ipse vicit mortem et pro me mortuus est (= er hat selber den Tod besiegt und ist für mich gestorben), undt siehe die promissionem patris (= Verheißung des Vaters) an, so habe ich den brieff volkomblich undt das siegel baptismatis undt sacramenti (= der Taufe und des Sakraments, d. h. des Abendmahls) daran hanngen unndt bin versorgt."

Auch den Frauen war das Latein nicht ganz fremd. Käthe beherrschte es soweit, um folgen und selber mitreden zu können. Und bei der Muhme Lene reichte es wenigstens dazu, daß sie, als Luther sie einmal fragte, ob sie wieder ins Kloster und Nonne werden wolle, lebhaft abwehren konnte: Non, non (= Nein, nein)! Da die Hausfreunde ebenso

mit der Sprache wechselten wie Luther, brachten sie manches, was lateinisch gesagt war, deutsch zu Papier, wobei es nicht immer ohne Mißverständnisse und Hör- oder Übersetzungsfehler abging. So nimmt es sich wunderlich genug aus, wenn wir einmal lesen: Romanum Imperium non diu duravit in sanguine, d. h. das römische Reich blieb nicht lange im Blute. Luther hat natürlich gesagt, es sei nicht lange in Blüte geblieben. Ein andermal nennt er den Kuckuck „auffätzig", der Hörer aber versteht „aussätzig" und schreibt leprosus. Auch lateinische Wörter werden manchmal falsch aufgeschrieben; wir lesen z. B. von der Milch der Hexen, sie sei foetidum (stinkend), während Luther sie vetitum (verboten) genannt hat.

Von der Art, wie das Gespräch in Fluß kam, wovon man redete, und wie ein Abend verlief, hat uns einer der Teilnehmer an diesen Zusammenkünften nach den Erinnerungen, die er daran bewahrte, eine recht anschauliche Schilderung entworfen. Es ist Johannes Mathesius, der als Pfarrer von Joachimstal in Böhmen in der Zeit von 1562—64 seiner Gemeinde das Leben Luthers in siebzehn Predigten erzählte.[1]) Die zwölfte dieser Predigten handelt von Luthers „Hauswesen und guten Sprüchen über Tische". Da erfahren wir u. a., daß Luther selten zu Tische kam, ohne ein Buch mitzubringen. Einmal war es eine Schrift des Basler Reformators Ökolampad, deren Latein er so glatt übersetzte, daß einer am Tische meinte, das Buch sei deutsch geschrieben, und das gute Deutsch lobte. Ein andermal kam er mit dem sächsischen Reinecke Fuchs, „den lobt er für ein werdklich gedicht vnnd lebendige contrafactur des hofelebens". Gerne sang Luther über Tisch oder nach beendeter Mahlzeit. Er schlug dazu die Laute. Mathesius gedachte noch nach Jahr und Tag gerne an die guten Reden, die zwischen dem Gesang fielen. Bisweilen nahm der Doktor auch schwere und tiefe Gedanken mit sich an den Tisch und hielt dann sein altes Klostersilentium über die ganze Mahlzeit, daß nicht ein Wörtlein fiel. Frau Käthe suchte dem bisweilen vorzubeugen, indem sie heimlich Justus Jonas einlud, weil unter allen Freunden es keiner so gut verstand, Luther aufzuheitern. Aber zu gelegener Zeit ließ er sich auch wieder sehr lustig hören, und seine Umgebung pflegte seine Reden die Condimenta mensae, d. h. die Tischwürze zu nennen, die ihnen lieber war als die köstlichsten Gerichte. Oftmals freilich tat er sich da Gewalt an und gab sich heiter, auch wenn ihm der Sinn keineswegs nach fröhlichem Wesen stand. Er war überzeugt: „Auf böse und traurige Gedanken gehört ein gut und fröhlich Liedlein und freundliche Gespräche." Es wird uns erzählt, wie er einmal aus einer Gesellschaft heimkam und seinem Gaste einen guten Freudentrunk brachte; er sagte dabei: „Ich soll und muß heut frölich sein, denn ich hab böse zeyten gehört; darwider dient nichts besser, denn ein stark Vatter vnser vnd guter mut. Das verdreust den Melancholischen Teufel, das man noch will frölich sein." Der Mönch in ihm fand freilich, er „tue ihm unterweilen über Tisch

1) Bei Reclam veröffentlicht von Buchwald. — Kritische Ausgabe von Loesche. 2. Auflage, Prag 1906.

mit Fröhlichsein zuviel", und hatte keinen Gefallen daran. Seinem Beichtvater Bugenhagen bekannte er darum: „Ich habe mir oft vorgenommen, ich wollte der Welt zu Dienst mich etwas ernstlicher und heiliger (weiß nicht, wie ich's nennen soll) stellen; aber Gott hat mir solches zu tun nicht gegeben." Da meinte sein Beichtvater, das könne keinem gottseligen Menschen übel gefallen, viel weniger ihn ärgern, denn er sei ein leutseliger Mensch und aller Gleisnerei und Heuchelei feind.

Die Anknüpfungspunkte für die Tischreden sind von der mannigfachsten Art. Bald wird der Faden weiter gesponnen, der auf Kanzel oder Katheder begonnen war, bald sind Briefe, Klagen, Empfehlungen, Anfragen eingelaufen, oder ein kaiserliches Mandat hält die Gemüter in Spannung. Einmal bringt der Vater Luther seinen Knaben eine Raupe, die er im Garten aufgelesen hat, und macht sie auf die schönen Farben dieses Schädlings aufmerksam, um daran die Nutzanwendung anzuschließen: „So ist auch der Papst prächtiger als der Kaiser, aber schlimmer als der Teufel." Ein andermal haben seine Jungen einen Sperling gefangen, der nun als Franziskaner apostrophiert wird. Auf die Franziskaner ist nämlich Luther besonders schlecht zu sprechen; „unter dem besonderen Schein der Heiligkeit und Demut waren sie stolzer als alle Kaiser und haben am meisten Lügen erdacht"; und als sein Bruder Jakob ihm erzählt, daß sein Oheim in der Wolfsgrube zwei Franziskaner gefangen habe, da kann er sich nicht enthalten zu bemerken: „Warlich, das sein die rechten wolffe!" Nach einer anderen Richtung gehen die Gedanken, wenn Birnen aufgetragen werden. Da muß er an Adams Fall denken und meint, wenn der nicht vorgekommen wäre, so äßen wir noch heute kein Brot, sondern nur Obst. Auch das Wetter gibt Anlaß zu allerlei Betrachtungen. Bittet Käthe Gott um gutes Wetter, so gibt ihr Gemahl ihr zu verstehen, daß wir das doch gar nicht verdient haben. Und nachdem es nachts ganz sachte geregnet hat, vergleicht er dieses „Paternosterwetter" mit dem „Teufelswetter", das an Pfingsten kurz vorher losgebrochen ist, und bei dem Menschen vom Blitz erschlagen worden sind. Dazu sagt er dann: „Wie ein böser geist ist der Teuffel! Wie macht er so grausame wetter, durch sich und seine Hexen! Wenn Gott und die lieben Engel nicht wereten, er erschlug alles mit seinen donner exten, die ir donnerkeil heisset. Und Gott sicht bisweilen zu, das er also rumort, damit wir uns furchten und beten und Gott anruffen lernen."

Wenn er dem jungen Volke an seinem Tische Rede abgewinnen wollte, berichtet Mathesius, so pflegte er zu fragen: „Was höret man Neues?" Aber erst wenn er seine Frage wiederholte: „Ihr Prälaten, was Neues im Lande?" fingen die Alten am Tische an zu reden. Da war jener D. Wolf Schiefer oder Severus, der wegen seines Glaubens seine Hofmeisterstelle bei dem Bruder Karls V. hatte aufgeben müssen. Der saß bei Tische obenan, und wenn niemand Fremdes vorhanden war, so brachte er als ein gewanderter Hofmann etwas Neues auf die Bahn. „Wenn's Gedöber, doch mit gebührlicher Zucht und Ehrerbietigkeit anging, schossen andere bisweilen ihren Teil auch zu, bis man den Doktor anbrachte;

oftmals legte man gute Fragen ein aus der Schrift, die löset er fein rund und kurz auf, und da einer einmal Part hielt, konnt er's auch leiden und mit geschickter Antwort widerlegen." (Mathesius.) Dabei handelte es sich manchmal um Fragen, die wir in jener Zeit nicht ohne weiteres erwarten, z. B. ob, wie Melanchthon urteilte, die Versuchungsgeschichte innere Erlebnisse, die Jesus bei verschiedenen Gelegenheiten hatte, als äußere Vorgänge erzähle; ob das zeitgeschichtliche Verständnis von Habakuk 2, 4 mit der Auslegung verträglich sei, die Luther diesem Spruche gab; woher die Jünger wußten, was Jesus betete, als sie in Gethsemane schliefen; wie die Polygamie eines Gideon, David, Salomo zu der Frömmigkeit dieser Männer stimme, u. dergl. m.

Oftmals kamen angesehene Männer von der Universität, auch von fremden Orten, an den Tisch. Da fielen, wie unser Gewährsmann bezeugt, sehr schöne Reden und Historien, namentlich Luther verstand sich darauf, seine Historien und Reden zu Markt zu richten und fein zu applizieren, daß man Freude und Trost davon bekam. Die Unterhaltung konnte die Gemüter so lebhaft in Anspruch nehmen, daß Speise und Trank in Gefahr gerieten, vergessen zu werden. Das war der Hausfrau natürlich nicht recht. Als Luther einmal „aus vollem, brünstigem Herzen" davon redete, welcher Trost für ihn in dem Glauben an Gott, den Vater, liege — „wer könnte mir dann schaden, sintemal ich ein Herr bin Himmels und der Erde und alles, was darinnen ist? Der Erzengel Gabriel ist mein Knecht, Raphael mein Fuhrmann, und die anderen Engel alle sind meine dienstbaren Geister und werden mir von meinem himmlischen Vater dazu geschickt, daß ich meinen Fuß nicht an einen Stein stoße" —, da fuhr Frau Käthe mit unwirscher Rede dazwischen: „Was soll das heißen, daß ihr ohne Unterlaß redet und eßt nicht?" Der Doktor aber versetzte darauf: „Ich wollt' noch heut des Tages gerne, daß die Frauen, ehe sie mit ihrer Predigt beginnen, beteten; ein Paternoster solltet ihr zuvor sprechen."

Die Frauen dürfen wir uns bei den Tischreden nicht immer anwesend denken. Der Haushalt und die Versorgung der Kinder wies ihnen nach Beendigung der Mahlzeiten ihre besonderen Pflichten zu, so daß die Männer dann meist allein beim Gespräche blieben. Waren sie aber zugegen, so beteiligten sie sich gelegentlich auch an der Unterhaltung. Namentlich die Doctorissa, wie Käthe häufig genannt wurde, griff gerne in die Unterhaltung ein; anscheinend redete sie bisweilen mehr, als ihrem Eheherrn lieb war, der sie deshalb einmal einem englischen Besucher scherzweise als Sprachlehrerin empfahl: „Beredt genug ist sie dazu; sie kann's so fertig, daß sie mich weit damit überwindet." Aus dem, was sie zu den Unterhaltungen beigesteuert hat, lernen wir sie nicht nur als ein Kind ihrer Zeit kennen, das an Gespenster glaubte und sich an Sagen freute, sondern auch als eine fromme und verständige Frau. Gelegentlich scheute sie sich nicht, Luther zu widersprechen, und hielt seinem Antisemitismus den Spruch: „Es wird eine Herde und ein Hirte werden" entgegen, den sie sogar lateinisch zitierte. Auch mäßigend suchte sie auf sein Temperament

einzuwirken: „Ei, lieber Herr, es ist zu grob!" beschwichtigte sie ihn einmal, als er (1544) heftig über den schlesischen Schwärmer Kaspar Schwenkfeld losfuhr. Zu manchem, was in der Bibel steht, machte sie sich ihre eigenen Gedanken, namentlich mit der Opferung Isaaks konnte sie sich nicht abfinden, und ihre Theologie bestand nicht immer vor dem Urteil ihres Mannes. Luther fragte sie eines Tages, ob sie auch glaube, daß sie heilig sei. Dessen verwunderte sie sich und sprach: „Wie kann ich heilig sein? Bin ich doch eine große Sünderin." Sie meinte jedenfalls, damit gut evangelisch geantwortet zu haben. Luther aber verwies ihr diese Rede als papistischen Greuel, der sie nichts mehr sehen lasse als die äußerliche Heiligkeit an dem Menschen; auf die Taufe komme es an; die ändere die Sünde, zwar nicht so, daß sie nicht mehr vorhanden wäre, aber doch so, daß sie nicht mehr verdamme. Besser als Käthe wußte über diesen Artikel des Anton Lauterbach Eheweib Bescheid. Sie gab auf die gleiche Frage zur Antwort: Sie sei heilig, soviel sie glaube, eine Sünderin aber, sofern sie ein Mensch sei. „Ja", sprach da Doktor Martinus, „ein Christ ist ganz und gar heilig; denn wenn den Sünder der Teufel holte, wo bliebe da der Christ?"

3.

Es entsprach ebenso sehr der Größe Luthers, wie der Verehrung, die ihm seine Schüler zollten, daß die, welche daheim täglich um ihn waren, die Erinnerung an das für immer festzuhalten suchten, was sie da aus seinem Munde vernehmen durften. Da sie dabei ihrem Gedächtnis allein nicht trauen wollten, so nahmen sie Papier und Feder zu Hilfe und machten sich am Tische ihre Notizen, als säßen sie im Kolleg. So geschah es mit kurzen Unterbrechungen während der letzten fünfzehn Jahre von Luthers Leben.

Den Anfang machte im August 1531 Cordatus, dessen Sammlung bis 1537 reicht.[1]) Er hatte freilich zunächst die Empfindung, daß es eine Kühnheit sei, alles schriftlich aufzubewahren, was er hörte. Aber über dieses Bedenken siegte bei ihm der Gedanke an den Nutzen, den er damit zu stiften hoffte. Und nachdem er einmal begonnen hatte, fand er sich ermuntert, fortzufahren, da Luther keine Einsprache erhob. Melanchthon freilich war von dieser Art, wahllos alles und jedes zu Papier zu bringen, nicht erbaut und schrieb darum einmal dem emsigen Sammler den Vers in sein Notizbuch:

> Omnia non prodest, Cordate, inscribere chartis,
> Sed quaedam tacitum dissimulare decet.

Das heißt:[2])

> Alles niederzuschreiben, Cordatus, bringet nicht Nutzen.
> Einiges still übergehn, würde geziemender sein.

1) Dr. H. Wrampelmeyer, Tagebuch über Dr. Martin Luther, geführt von Dr. Conrad Cordatus 1537. Halle 1885.

2) In der Übersetzung von Rietschel, Luther und sein Haus, S. 40.

Daß Cordatus beim Nachschreiben eine glückliche Hand gehabt habe, läßt sich nicht eben behaupten. Er ist nicht immer mitgekommen und hat auch manches falsch aufgefaßt. So ist es gut, daß wir nicht auf seine Aufzeichnungen allein angewiesen sind.

Wenn Luther dem Eifer des Cordatus auch nicht wehrte, seine Äußerungen bei Tische aufzuschreiben, so wollte er doch von einer Veröffentlichung derselben ebensowenig wissen wie von der Herausgabe seiner Briefe, mit deren Sammlung damals gleichfalls begonnen wurde. Als man im Jahre 1537 während seiner Krankheit in Schmalkalden einige seiner Predigten, die von ihm nicht für den Druck bestimmt waren, dennoch herausgab, protestierte er lebhaft gegen dieses eigenmächtige Verfahren und schrieb in einer Vorrede, zu der er sich für diese Predigten veranlaßt fand, die unmißverständlichen Worte: „Ich bitte bei Christus meine frommen Diebe, nicht hurtig zu sein, etwas herauszugeben, weder bei meinen Lebzeiten noch nach meinem Tode, so sie etwas von meinen Gedanken mit Listen bei meinen Lebzeiten entwendet haben oder es nach meinem Tode noch von früher in ihren Händen ist. — Abermals bitte ich, daß ohne mich kein Freund etwas von dem Meinen herausgibt. Das ist ein Gebot der Liebe und der Gerechtigkeit." Was ihn zu diesem Wunsche bestimmte, war z. T. gewiß die Empfindung, daß kein Mensch immer auf einer solchen Höhe steht, daß alles, was er in irgend einem Augenblick sagt, dazu geeignet ist, durch den Druck der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu werden. Es war aber wohl ebenso sehr die Einsicht, daß es bei einer vertrauten Aussprache, wie sie im Kreise der Freunde und Hausgenossen gepflogen wird, nicht nur auf den ankommt, der da redet, sondern auch auf die, welche zuhören. Was der nächsten Umgebung in Sinn und Absicht ohne weiteres verständlich ist, das ist bei Fernerstehenden leicht allerlei Mißverständnissen ausgesetzt, und es kann auch zu Übelgesinnten gelangen, die es mit Fleiß und Bedacht falsch auslegen. Es gilt hier, was Luther einmal in einer Predigt über Joh. 15, 1—2 von der Kirche und Bibel gesagt hat: „Es gehet ihr gleichwie der schönen Rosen, daraus die Spinne eitel Gift säuget; nicht, daß Gift in der Rosen sei, wie denn das liebe Bienlein Nichts denn Hönig daraus säuget: sondern es ist der Spinnen Schuld, welche auch, das süsse und gut ist, verderbet, worüber sie kumpt, und Alles zu Gift macht, ob sie auch Zucker und Honig im Munde hat."

Nach dem Vorgange des Cordatus begannen bald auch Veit Dietrich und Johannes Schlaginhausen, die Tischreden Luthers aufzuzeichnen. Die Nachschrift Dietrichs liegt noch unveröffentlicht auf der Nürnberger Stadtbibliothek. Sie erstreckt sich über sechs Jahre von 1529 an und gibt die Gedanken Luthers treffend wieder, ist auch reich an dogmatischen und exegetischen Bemerkungen Luthers. Noch wertvoller sind die Notizen Schlaginhausens, die leider nur von November 1531 bis September 1532 reichen.[1]) Sie sind, wie ein Vergleich mit den beiden anderen zeigt, am

1) Herausgegeben von Wilhelm Preger. Leipzig 1888.

treusten, nicht nur in der Wiedergabe des Wortlautes, sondern auch in der Erfassung der individuellen und charakteristischen Momente und in der Angabe der näheren Umstände und der Zeit der einzelnen Aussprüche.

Für die zweite Hälfte der dreißiger Jahre haben wir namentlich die Nachschriften von Anton Lauterbach (1536—39), dem Hieronymus Weller (1536—37) zur Seite tritt. Für den Wert der Lauterbachschen Tagebücher ist ein Diktum Käthes charakteristisch. Als ihr um Bartholomäi 1540 das Geld für den Haushalt ausgegangen war, meinte sie scherzweise, Luther solle doch die Erklärung einer Schriftstelle, um die er gerade über Tisch gebeten wurde, nicht umsonst geben; sie sammelten fast alles, was er sage, aber Lauterbach habe das meiste und beste mitgenommen. Er hat es sich anscheinend recht angelegen sein lassen, das Gut, welches in seinen Händen war, recht sorgfältig zu behandeln. Seine erste Niederschrift, die wohl nur ganz knapp die Aussprüche Luthers und die Fragen und Einwendungen der Tischgenossen enthielt, hat er später offenbar überarbeitet, geglättet und ergänzt. Die Veröffentlichung eines seiner Tagebücher[1]) hat uns erst wieder einen Begriff von den Tischreden gegeben und unser Urteil über sie auf eine ganz neue und solide Grundlage gestellt.

In den letzten Lebensjahren Luthers sind wieder eine Reihe von Händen tätig gewesen, um nichts von den Worten des Reformators verloren gehen zu lassen. Am wichtigsten sind: Mathesius[2]) und ein Magister Georg Plato aus Hamburg (1540); des Mathesius Nachfolger im Joachimstalschen Rektorat, Kaspar Heydenreich, der 1541 nach Wittenberg kam und da bis 1543 blieb (1542—43); Hieronymus Besold (1544); der Hofprediger zu Weimar, Johannes Stoltz (1542—46); und endlich der bereits genannte Aurifaber (1545—46).

Die Nachschreiber begnügten sich aber nicht damit, das aufzubewahren, was sie selber gehört und niedergeschrieben hatten. Sie suchten ihre Sammlungen dadurch noch wertvoller zu machen, daß sie sich auch die Aufzeichnungen anderer verschafften und ausschrieben. Daß dabei einzelne von ihnen nicht immer sorgfältig zwischen eigenem und fremdem Gut schieden, ist vom Standpunkte des heutigen Forschers aus zu bedauern.

1) Seidemann, M. Anton Lauterbachs, Diaconi zu Wittenberg, Tagebuch auf das Jahr 1538, die Hauptquelle der Tischreden Luthers. Dresden, 1872.

2) Die Sammlung des Mathesius ist uns in einer Handschrift des Germanischen Museums zu Nürnberg und in einer Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek erhalten, von denen die zweite (herausgegeben von Ernst Kroker, Leipzig 1903; ihr sind in der Hauptsache die Zitate in diesem Aufsatze entnommen) wertvoller ist als die erste (veröffentlicht von Georg Loesche: Analecta Lutherana et Melauthoniana. Gotha 1892). Wie Seidemann in seiner Ausgabe des Lauterbachschen Tagebuchs auch die Aufzeichnungen Kummers mitberücksichtigt hat, so bietet Kroker außer Mathesius noch: 1. Heydenreichs Tischreden von 1542—43, 2. Besolds Tischreden von 1544, 3. Tischreden Lauterbachs und Wellers aus verschiedenen Jahren, 4. Abschriften aus Lauterbachs Tagebuch von 1539, 5. Tischreden von Lauterbach und Weller aus dem Anfang der dreißiger Jahre und aus den Jahren 1536 und 1537.

So zirkulierten die Tischgespräche Luthers eine Weile als Manuskript im Freundeskreise. Dabei konnte es dann freilich geschehen, daß sie ohne Erlaubnis auch in fremde Hände kamen, wie uns denn auch Handschriften von ihnen erhalten sind, die nicht auf einen der genannten Männer zurückgehen. Diesen Fall hat Cordatus im Auge gehabt, als er in seinem Hefte ausdrücklich einmal bat: „Wer dies ohne meinen Willen abschreibt, der tue es mit ebenso einfältigem und reinem Herzen wie ich und lobe mit mir die Worte Luthers mehr als Apolls Orakel, und bei seinen Worten denke ich nicht nur an die ernsten über theologische Fragen, sondern auch an die leichten Scherzreden."

Weil man sich aber des Wertes dieser Lutherworte bewußt war, so meinte man bald auch, sie verdienten es, allem Volk zugänglich gemacht zu werden. Mathesius fand, es wäre eine sehr schöne und nützliche Aufgabe „Tage und Nächte an der Elbe" oder „Allerlei aus Luthers Leben" zu veröffentlichen unter Verwertung der Erinnerungen, welche die Tischgenossen daran bewahrten, und er sprach in einer seiner Lutherpredigten den Wunsch aus: „Gott will einmal einen erwecken, der dieses teuren Mannes Sprüche, Gleichnisse, Sprichwörter, Reime, Historien und anderen Zufälle und guten Berichte zusammenlese, wie es für die Deutschen ein sehr schönes Buch wäre, wenn zumal unserer Kaiser, Könige, Fürsten und Herren weise und vernünftige Sprüche dazu kämen."

Es währte nicht lange, so ging dieser Wunsch auch in Erfüllung, wenigstens soweit die Aussprüche Luthers in Betracht kamen. Jener Aurifaber, den wir im Jahre 1546 am Sterbebette Luthers verlassen haben, veröffentlichte zwanzig Jahre später unter dem Motto: „Sammelt die übrigen Brocken!" in einem Folianten von 625½ Blättern alles, wessen er von Lutherworten hatte habhaft werden können. Er rechtfertigte seine Publikation mit den Worten: „Dieweil ich viele Jahre her einen großen Haufen geschriebener Bücher Colloquiorum Lutheri bey mir gehabt, so hab ich mit gutem Gewissen diesen Schatz der Tischreden Lutheri nicht also können bey mir länger verborgen seyn, und solch Pfund vergraben und verschorren bleiben, oder irgends nach meinem Tode umkommen und untergehen lassen; sondern jetzt durch den offnen Druck der christlichen Kirchen mittheilen wollen, die sich solcher Lehre bessern, und sie seliglich als Brosamlein, so von dem Tische Lutheri gefallen sind, gebrauchen, und den geistlichen Hunger und Durst der Seelen damit sättigen und stillen können. Denn man solche Tischreden Lutheri, von hohen geistlichen Sachen, ja nicht soll lassen umkommen, sondern sie hoch und werth halten, als daraus man allerley Lehre und Trost haben mag." Im Interesse allgemeiner Verständlichkeit gab Aurifaber die lateinischen Stücke sämtlich deutsch wieder, wobei er sich teilweise recht weit von seiner Vorlage entfernte. In anderer Weise verwischte auch der Pfarrer Heinrich Peter Rebenstock in Eschersheim bei Frankfurt a. M. den sprachlichen Charakter der ursprünglichen Tischreden, indem er 1571 eine ganz lateinische Ausgabe von ihnen veranstaltete. Später folgten dann auf der Grundlage Aurifabers namentlich noch Ausgaben von einem preußischen Kandidaten der Theologie, namens Andreas Stangwald (1571, verbessert und vermehrt 1591), der zu seiner zweiten Auflage die Bewilligung des Konsistoriums in Weimar einholte, und von dem bekannten Theologen Nicolaus Selnecker (1577), beide deutsch. Noch später (1652) erschien auch eine englische Ausgabe, besorgt von einem Kapitän Heinrich Bell. Aus neuerer Zeit ist namentlich die vierbändige Ausgabe der deutschen Tischreden von Förstemann und Bindseil zu nennen, die lange für die beste galt, und der Bindseil nach einer Handschrift des Waisenhauses zu Halle noch eine Ausgabe der lateinischen Tischreden in drei Bänden folgen ließ, die im Wortlaute von der Rebenstockschen mannigfach abweicht. Alle diese Ausgaben haben den Mangel, daß sie die chronologische Reihenfolge zugunsten einer Sachordnung verlassen haben, nachdem bereits Lauterbach, wie Stangwald angibt, den Anfang gemacht hatte, die Tischreden „in gewisse Ordnung und locos" zu bringen. Nach Zeit und Umständen, unter denen die Aussprüche ursprünglich getan waren, fragte man so wenig als nach dem Zusammenhang der Bibeltexte und der Beweisstellen in der Dogmatik; dazu war der kritische Sinn und das historische Interesse noch zu unentwickelt. Unter bestimmte Rubriken verteilt, kamen aber die Worte Luthers einem Interesse des Volkes und seiner Pfarrer entgegen. Man fand sie zunächst sehr brauchbar für die Zwecke der Erbauung und des konfessionellen Kampfes. Dann aber befriedigten sie auch auf eine sehr einfache Weise die Wißbegierde all der vielen, welche Luthers Urteile über alle möglichen Dinge, vor allem natürlich über die Hauptstücke des christlichen Glaubens kennen lernen wollten. Von diesem Standpunkte aus verschmähten es die Sammler auch nicht, außer den eigentlichen Tischreden Luthers noch andere Äußerungen von ihm aufzunehmen, z. B. sog. Bedenken, Bibeleinträge, Inschriften, Notizen. Daß sie, wie Gustav Freytag [1]) meint, bemüht gewesen seien, gelegentliche starke Äußerungen abzudämpfen, ist nicht richtig. In Wirklichkeit haben sie vielmehr Luther mit Vorliebe noch überluthert. Auch haben sie ihm manche Äußerung in den Mund gelegt, die er gar nicht getan haben kann, z. B. über Dinge, die sich erst nach seinem Tode zugetragen haben,[2]) und manche Anekdote ungewissen Ursprungs haben sie auf ihn zurückgeführt, — ein Verfahren, in dem der Volksmund ihnen gefolgt ist, wenn er den oft gehörten Reim: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang" Luther zuschrieb.

Durch die Verbreitung dieser kritisch nicht gesichteten Ausgaben hat nun freilich das Bild Luthers nicht gewonnen. Aus ihnen haben die Spinnen Gift und die Bienen Honig gesogen. Die Gegner entnahmen ihnen mit Vorliebe das Material zu ihren Angriffen auf den Charakter des Reformators, und als der Jenenser Professor Dr. Johann Georg Walch seine Luther-Ausgabe erscheinen ließ (1740—53), nahm er zwar im Anhang (Band XXII) auch die Tischreden nach Aurifaber auf, konnte es sich aber nicht versagen, in der Vorrede zu bemerken: „Hätte man ja

1) Bilder aus der deutschen Vergangenheit II. 2 S. 102 Anm.
2) Vgl. Walz, Zeitschr. für Kirchengesch. II, S. 629 ff.

Lutheri Tischreden zum Druck befördern wollen, so wäre es gut gewesen, wenn man dabey eine gehörige Auslese angestellet und nicht alle, welche man geschrieben, sondern nur diejenigen, die keinen Anstoß geben können, an das Licht gestellet hätte." Noch besser wäre es gewesen, wenn die Sammler mit dem für ihr Werk erforderlichen Maß von Gewissenhaftigkeit an die Arbeit gegangen wären. Namentlich Aurifaber kann von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden, durch seine Ausgabe der Tischreden mindestens ebensoviel Schaden als Nutzen gestiftet zu haben. Seit seiner Amtsentsetzung als Hofprediger in Weimar (1561) ließ er sich die Sammlung von Lutherworten und Lutherschriften angelegen sein, wobei er in der Art des Erwerbes skrupellos war und in der Verwertung weniger auf authentischen Wortlaut und Genauigkeit als auf möglichst dicke Bände sah. An der Hand der ursprünglichen Aufzeichnungen Lauterbachs, die er selber als seine Hauptquelle angibt, und die uns glücklicherweise erhalten sind, können wir ihm nachweisen, wie willkürlich er mit seiner Vorlage umgegangen ist. Aurifaber ist einer der unerfreulichsten Streittheologen des 16. Jahrhunderts, der seiner Erbitterung gegen Melanchthon unbedenklich Einfluß verstattet auf seine Wiedergabe der Lutherworte. Wo sein Gewährsmann Melanchthon „unter den besten Freunden" Luthers nennt, läßt er diese Benennung einfach weg, wo aber der herzoglich sächsische Kanzler Pistor, ein alter Gegner Luthers, ein Epikureer und alter Narr genannt wird, beeilt er sich, diesen mit einem P. abgekürzten Namen durch „Philippus" zu ersetzen. Ist schon das wenig dazu angetan, unser Vertrauen zu seiner Glaubwürdigkeit zu wecken, so fehlt es auch nicht an Anzeichen dafür, daß der überwiegende Teil dessen, was man an dem Sprachgebrauch der Tischreden anstößig gefunden hat, auf seine Rechnung und nicht auf die Luthers zu stehen kommt. Zweimal, im französischen Krieg (1544—45) und dann wieder im Schmalkaldischen Krieg, ist Aurifaber als Feldprediger tätig gewesen und scheint sich bei den Landsknechten populär gemacht zu haben, indem er ihren Ton annahm. Von ihren Manieren ist ihm etwas geblieben für sein Leben. Der Mann, der einmal herausfuhr: „Wir wollen nun gar mit der Sauglocken läuten!" verweilt mit einer gewissen Vorliebe gerade an solchen Stellen, an denen wir gerne vorübergehen, und mit viel Behagen schlägt er breit, was Luther kurz und bündig über natürliche Dinge gesagt hat. „Aurifaber hat seine Soldatengeschichten und seinen Soldatenton mit größter Unbefangenheit Luthern angehängt, indem er sich beeiferte, Luthers lateinische Worte überall in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. — Klar ist jedenfalls, daß Aurifaber einen großen Teil der schmutzigen Reden aus dem Schatzkästlein seines eigenen Herzens geschöpft, anderes mit seltenem Gedächtnis für unsaubere Anekdoten aus unzuverlässiger mündlicher Tradition hinzugefügt hat." [1])

Es war nötig, diese Art, wie uns die Tischreden Luthers überliefert worden sind, so eingehend zu betrachten, um eine zuverlässige Grundlage

1) Hausrath, Kleine Schriften. Leipzig 1883. S. 270 und 272.

dafür zu gewinnen, was denn Luther wirklich bei Tische geredet hat. Soviel steht jedenfalls fest, daß es heute nicht mehr angeht, nach ultramontaner Gepflogenheit auf Grund einer ganz unzuverlässigen Überlieferung ebenso unsichere wie gehässige Verleumdungen über Luther in Umlauf zu setzen. Auch wenn uns eine kritische Ausgabe der Tischreden noch nicht vorliegt,[1]) so berechtigen uns doch die uns zugänglich gemachten Aufzeichnungen der Tischgenossen selbst zu der Feststellung: Wenn die Tischreden auch nur gegen den Willen Luthers auf uns gekommen sind, so haben wir uns dessen heute nur zu freuen. Denn was wir aus ihnen erfahren, das kann, unbefangen gelesen und gewürdigt, nie dazu dienen, uns sein Bild zu trüben. Wir lernen ihn hier recht aus der Nähe kennen, und das ist weder für ihn, noch für uns ein Schaden.

4.

Wer die Tischreden nur aus dem Urteil der Gegner Luthers kennte, käme wohl leicht auf den Gedanken, sie enthielten lauter anstößige Geschichten und Luther habe sich hier in allerlei unziemlichen und allzu derben Wendungen gefallen. Demgegenüber ist vor allem festzustellen, was den eigentlichen Inhalt dieser Gespräche bildet. Achtet man einmal hierauf, so findet man, daß das Interesse auf ganz anderen Dingen ruht. Wovon redet Luther nicht all, — vom Juden und vom Türken, von Hexen und anderem Aberglauben, vom Teufel und vom Antichrist, vom Papst und vom Kaiser, von Zeitläuften und Zeitsünden, von Hofleuten und Bauern, von Predigern und Lehrern, von Freunden und Gegnern, von Mönchen und Heiligen, von Schwärmern und Rotten, von Ehe und Familienleben, von Kirche und Schule, von Anfechtung und Gebet, von Glauben und Werken, von vergangenen Zeiten und vom jüngsten Tag und von vielen anderen Dingen. Davon spricht er bald zart und sinnig, bald mit der ungehemmten Natürlichkeit des Jahrhunderts, bald mit tiefem Ernst und in erbaulicher Rede, bald im Scherz und in fröhlicher Ausgelassenheit. In seinen Äußerungen laufen mannigfache Wiederholungen mit unter. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß uns eine und dieselbe Aussage von verschiedenen Tischgenossen aufgezeichnet ist, wobei nur der Wortlaut etwas schwankt. Teilweise kommt es aber auch davon, daß der eigentliche Interessenkreis sich nicht wesentlich änderte, der Kreis der Hörer aber mit den Jahren wechselte, Luther also Veranlassung fand, sich über den gleichen Gegenstand zu verschiedenen Zeiten und vor verschiedenen Personen auszusprechen. Dadurch erhalten seine Worte bisweilen ihre besondere Note. Liegen uns die Tischreden einmal, soweit das überhaupt möglich ist, in chronologischer Reihenfolge und in ihrem ursprünglichen Wortlaute vor, so werden wir ihnen vielleicht auch darüber interessante Aufschlüsse entnehmen können, wie sich Stimmung und Urteil Luthers mit der Zeit leise gewandelt hat.

1) Mit der Herstellung einer solchen für die Weimarer Ausgabe ist Stadtbibliothekar E. Kroker in Leipzig zurzeit beschäftigt.

Geist und Ton der Unterhaltung an Luthers Tische lernen wir am besten aus einzelnen Proben kennen.

Wie überall, so fanden auch hier die häuslichen Verhältnisse gelegentlich Erwähnung. Einmal ist das Geld im Hause knapp geworden und das Bier für den abendlichen Trunk ausgegangen, und Frau Käthe sinnt auf Mittel, wie Luther seine Einnahmen leicht verbessern könnte. Sie weiß davon zu reden, wieviel Melanchthon verdient, und muß sich von Luther belehren lassen, wozu der Hausfreund seine großen Einnahmen verwendet. Namentlich dem Gedanken, aus seinen Büchern Gewinn zu ziehen, steht er ablehnend gegenüber. Auch das Leid des Hauses klingt wieder; Lenchens Tod ist noch lange besprochen worden. Aber im ganzen bewegte sich das Gespräch nur selten um die häuslichen Dinge.

Häufiger kamen die Tagesereignisse zur Sprache. Dazu bot das Jahr 1540 mannigfachen Anlaß. Es war ein gesegnetes Jahr, daß Luther einmal sagte, wenn lauter solche Jahre kämen und keine Sünde, Haß, Neid, böse Lust mehr wäre und die Menschen gerechtfertigt wären, so wäre eitel Freude. Wenn nur damals nicht zahlreiche Brände in ganz Mittel- und Norddeutschland große Aufregung verursacht hätten! Luther suchte hinter den Mordbrennern, die auf der Folter gegen den Papst und den Herzog von Braunschweig ausgesagt hatten, die Mönche und den Papst und riet, man solle die Bösewichte totschlagen „wie die törichten Hunde". In dem gleichen Jahr, es war an einem Juni-Abend, gerieten die Gemüter in Wittenberg in große Unruhe, denn die Elbe floß wie ein großer Blutstrom an der Stadt vorbei. Die Leute dachten nicht anders, als daß es ein schreckliches Wunderzeichen Gottes sei. Luther aber lächelte dazu, holte seine Handbibel und las daraus 2. Kön. 3 vor, wo der gleiche Naturvorgang beschrieben ist, und führte die seltsame Erscheinung auf den schiefen Einfall der Sonnenstrahlen in das Wasser zurück. Wunder aber hieß er seine Schar nicht in der Natur, sondern im Wort und durchs Wort suchen. Ebenso fanden andere Zeitfragen, die die Welt damals im Atem hielten, ihre Würdigung, z. B. ein scharfes Mandat des Kaisers und namentlich die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen, des „Mazedoniers", wie er in diesem Zusammenhange meist genannt wird. Einige Jahre früher, als das Konzil zu Mantua stattfinden sollte, hatte man auch hiervon in dem Kreis, der sich um Luther sammelte, geredet, und Luther äußerte dabei, er wolle den heiligen Vätern für ihre Verhandlungen über die Priesterehe sein und Käthes Bild einschicken.

Auch was sich in der Freundschaft und im Bekanntenkreise zutrug, wurde besprochen, und auch hierbei fehlte es nicht an Worten voll Ernst und Weisheit. Da hatte sich der mittlere Lukas Kranach mit der Tochter des Kanzlers Brück verheiratet und war am Hochzeitstage nicht einen Augenblick von der Seite seiner Braut gewichen, so daß ein guter Freund ihm prophezeite, das werde in einem halben Jahre schon ganz anders sein. Das bot Luther Anlaß zu einem nachdenklichen Worte über das Heiraten. Als es so kam, wie jener Freund geweissagt hatte, meinte er, das sei so unsere Natur:

Es kompt denn der Teuffel und wirfft in weg odia, suspitiones, concupiscentias (Verstimmung, Argwohn, böse Lust) auf beiden seiten, da kömpt denn das wegklauffen her. Ein weib ist bald genumen; aber stets lieb zu haben, das ist dann schwer, und es mag einer unserm Herrngott wol davor dancken, wer dasselbige hat. Drumb wenn einer ein weib will nemen, so las ers im ein ernst sein und bitt unsern Herrngott: „Lieber Herrgott, ist es dein Göttlicher will, das ich so soll leben one weib, so hilf du mir! Wo nicht, so bescher mir ein guts frommes meidlein, mit dem ich mein leben zubrenge, das ich lieb habe und sie mich liebet." Denn copula carnalis (fleischliche Verbindung), die thuts nicht. Es mus das da sein, ut conveniant mores et ingenium (daß die Charaktere zueinander passen). Die copula thuts nicht.

Neben dem, was der Tag brachte, bildete den Gegenstand der Unterhaltung allerlei Persönliches. Mancherlei Anekdoten wurden da erzählt über Zeitgenossen und Verstorbene, über Freunde und Gegner, über Fürsten und Kirchenlehrer, über Vorläufer und Mitarbeiter. So war gegen Pfingsten 1540 Käthes Bruder, Hans von Bora, der damals gerade sein Gut Zulsdorf an seinen Schwager Luther verkaufte, zu Gast im Schwarzen Kloster und kam auf den ein Jahr zuvor verstorbenen Herzog Georg von Sachsen zu reden. Als er bei diesem Namen sagte: „Gott sei ihm genedig!" warf Luther ein: „Ungenedig! Denn so er nicht ist in der hell, so ist Caiphas auch nicht drinnen, und ist gar kein hell." Was habe ihm sein Fleisch und Blut getan, daß er es habe enterben und sein Land dem Kaiser als dem Lehnsherrn habe zuwenden wollen? In seinem Testament habe er sein ganzes Vermögen dem Kaiser vermacht, daß er es gegen seine Feinde in Deutschland — und das hieß doch wohl: gegen die Protestanten — gebrauche. „Es war ein böser, neidischer man. Wenn er wissen solte, das hertzog Heinrichs kinder itzt in seim gemach mit rue sessen, das wurdt im in der hellen wehe thun." Als dann ein Jahr später sein Nachfolger, Herzog Heinrich, gestorben war, erzählte man sich in dem Lutherischen Kreise viel davon, wie erbaulich sein Ende gewesen sei, wie er sich viel von dem Herrn Christus habe sagen lassen und dann auf die Frage, ob er auch auf den wollte sterben, geantwortet habe: „Ich halt wohl, ich werd keinen bessern procurator bekomen kunnen, als den." Ganz anders lauteten die Reden, als Veit Dietrich von Nürnberg aus am 16. Februar 1543 den Tod Ecks meldete: „Ich hett gemeint", sagte da Luther, „der mensch solt sich bekeret haben und paenitentiam (Buße) gethan haben, aber ich sehe nicht. Ei, es ist ein grosser zorn Gottes, wenn ein mensch dohin stirbet und nicht ein mal saget: ‚Gott, bis (= sei) mir gnedig!' oder ein confessionem fidei suae (persönliches Glaubensbekenntnis) hinder sich lesset. Ich sterbe, wenn ich wöll, so hab ichs schon mit unserm Herrngott abgeredet, wobei ichs will lassen bleiben. Wenn einer so jeling stirbet, sine ulla confessione (ohne jedes Bekenntnis), das ist schrecklich."

Es würde hier viel zu weit führen, alles wiederzugeben, was Luther

daheim über seine Gegner, den Jeckel [1]) und den Grickel [2]) und den Zwingel, über Erasmus von Rotterdam und Sebastian Franck und wie sie alle heißen, gesagt hat. Mehr interessieren uns die Beiträge zu seiner Selbstcharakteristik, die wir den Tischreden namentlich da entnehmen können, wo Luther sich mit anderen vergleicht. Gerne kommt er auf Hus zu reden, als dessen prophezeiten Nachfolger er sich betrachtete, und dessen Gefangenschaftsbriefe er 1536 herausgab. „Es ist ein teurer man gewesen", sagt er von ihm. „Sein todt ist wol gerochen worden." Aber seine Anhänger gingen ihm nicht weit genug, wenn sie sich mit dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt und mit der Priesterehe zufrieden gaben. Es komme, meinte er, bei der Reform des Papsttums auf die reine Lehre vom Glauben und von der Rechtfertigung an, dann werde alles Heidentum in der Kirche von selbst aufhören. Sich und andere Größen seiner Zeit taxierte er einmal so ein: „Sache und Worte: Philippus (nämlich Melanchthon); Worte ohne Sache: Erasmus; Sache ohne Worte: Luther; weder Sache noch Worte: Karlstadt." Gerne verweilt er bei dem Unterschied zwischen sich und Melanchthon. Er findet eines jeden Bild schon in der Apostelgeschichte, wo Jakobus Melanchthon bedeutet, der in seiner Bescheidenheit das Gesetz beibehalten wollte, Petrus aber ihn selbst, der durchbrach; läßt jener sich von der Liebe leiten, so er vom Glauben. Ein andermal sagt er: „Ich waldrechte (d. h. ich behaue den Stamm mit der Axt), Philippus hobelt." Dabei gibt er aber doch seiner Art den Vorzug, denn Melanchthon richte mit seiner Bescheidenheit bei den Papisten nichts aus und habe es zuletzt mit ihnen verdorben; auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil. Weil aber Gott die Gaben verschieden ausgeteilt hat, deshalb dienen er und Melanchthon einander zur Ergänzung, und interessant ist es, wie er hiernach die Bibliothek eines Theologen zusammenstellt: Obenan steht die Bibel:

„Die ist nun so klar, das ers kan lesen an (= ohne) omni impedimento (= jedes Hindernis). Darnach lese er darzu locos communes Philippi (= die „Hauptstücke" von Melanchthon); die lese er vleissig und wol, also das ers gar im kopf habe. Wenn er die zwei hat, so ist er ein theologus, dem wider (= weder) der Teuffel noch kein ketzer abbrechen kan; dem sthehet die gantze theologia offen, das er alles darnach, was er will, lesen lesen kan ad aedificationem (= zur Erbauung). Wenn er will, mag er dazu lesen ad Romanos (Melanchthons Kommentar zum Römerbrief), meine ad Galatas, Deuteronomium (Erklärung zum Galaterbrief und zum 5. Buch Mose); das gibet im denn eloquentiam et copiam verborum (= Beredsamkeit und einen Vorrat an Ausdrücken). Ir find kein buch unter der sonnen, da die gantze theologia so fein beieinander ist, als in locis communibus. Leset alle patres, sententiarios etc. (Kirchenväter, Scholastiker usw.), ist nichts! Non est melior liber post scriptaram

1) Jakob Schenk, der Reformator Freibergs.
2) Johannes Agricola.

sanctam (= Es ist kein besser Buch nach der Heiligen Schrift). Philippus ist enger gespant, denn ich, pugnat et docet (= polemisiert und lehrt); ich bin ein wescher, bin magis rhetoricus (= weitschweifiger). Wenn sie mir folgen wolten, musten sie die bucher allein drucken, die doctrinam (= die Lehre) haben, als ad Galatas, Deuteronomium, in Johannem (Luthers Erklärungen zum Galaterbrief, 5. Buch Mose und Johannes-Evangelium); darnach das ander les man nur pro historia (= aus geschichtlichem Interesse), da man nur sehe, wie es ist angangen; denn es ist erstlich nicht so leicht gewest, als itzunder."

Besonders anziehend war es für die Tischgenossen, wenn Luther anfing, aus seinem Leben zu erzählen. Wie es das Vorrecht des Alters ist, mit der Erinnerung gern in das Reich der Vergangenheit zurückzukehren, so hat auch Luther namentlich auf seine alten Tage Erinnerungen aus seinem Leben mitgeteilt. Seine Absicht, eine Selbstbiographie zu verfassen, hat er freilich nicht ausgeführt. Aber aus den Tischreden läßt sich mancherlei Material zu einer solchen Lebensbeschreibung entnehmen. Da hören wir von seiner harten Jugend, wie seine Mutter ihn einmal um einer einzigen Nuß willen bis aufs Blut schlug, und wie die strenge Zucht seiner Eltern ihn schließlich ins Kloster getrieben habe. Sie hätten sich, wiewohl sie es herzlich gut meinten, nicht auf die individualisierende Behandlung ihrer Kinder verstanden. Ihm selbst ergab sich bei diesem Rückblick der pädagogische Rat: „Man mus also straffen, das der apffel bei der ruten sei." Unvergessen ist ihm auch geblieben, wie sein Vater ihm am Tage seiner Primiz das vierte Gebot vorhielt und sagte: „Wenns nur nicht ein gespenst mit dir were!" Einen Ehrenplatz in seinem Herzen nahm immer „sein Staupitz" ein. Mit Dankbarkeit gedachte er stets dessen, was er von ihm gelernt hatte: „Wenn du von der ewigen Vorsehung disputieren willst, hat D. Staupitz gesagt, so hebe an den Wunden Jesu Christi an; so weicht der Teufel, und die bösen Gedanken lassen nach." Aber auch die Mönchsschwänke hat er nicht vergessen, und von dem „strengen" Leben seiner Klosterbrüder weiß er manche Probe zu erzählen. Natürlich unterläßt er auch nicht, von seiner Romreise zu reden. „Ich wolt nicht 1000 fl. nehmen, das ich Rom nicht gesehen hett, denn ich hett solch ding nicht kunnen gleuben, wenn mirs einer gesagt hett, wenn ichs nicht selbs gesehen hett. Man spott nur simpliciter unser, das wir so from munch waren und hilten einen Christen nur für einen narrn. Ich weis, da ir wol 6 oder 7 meß hielten, ehe ich eine; sie namen gelt darumb, ich aber keines. In summa, in Italia ist keine schande, denn allein arm sein. Homicidium et furtum (= Mord und Diebstahl) straffen sie auch noch ein wenig, denn das mussen sie thun; sonst ist eim keine sünde zu viel." Besonders gut hat sich seinem Gedächtnis das Pantheon in Rom eingeprägt mit seinen Marmorpfeilern, die unser zwei schwerlich umspannen können; die alten Götter Juppiter, Neptun, Mars, Venus usw. haben Christus Platz machen müssen. „Itzt sein nun die bebst komen, haben in wider vortrieben; aber wer weis, wie lang es so besthen wird." Daneben treten ihm dann die Erinnerungen an sein

reformatorisches Leben, an die Zitation nach Rom, an die Vorladung nach Worms, an die Verbrennung seiner Bücher, an die Verhängung von Bann und Acht. Tiefen Eindruck machte es, als er an Pfingsten 1540 seine ganze Historie erzählte, wie er 1521 nach Worms gezogen sei und vor dem Kaiser gestanden und seine Lehre bekannt und seine Bücher verantwortet habe. Da vergaß Mathesius alles Nachschreiben, aber noch nach Jahr und Tag bezeugte er: „Mein Tag habe ich nichts Lieblicheres und Lustigeres gehört. Wer selber mit und beim Handel gewesen, und den es selbst angegangen, der kann von Sachen lebendig reden; das meiste Teil redet von Hörensagen." Aus der späteren Zeit kommt er dann öfters noch auf die Bibelübersetzung zu reden. Was für eine Arbeit sie verursacht habe, wissen nur die Mitarbeiter, aber dafür lobt nun auch das Werk sich selber und sei besser als irgend eine andere Übersetzung. Doch macht sich hier ein gewisser Pessimismus bemerklich: „Ich hab nur sorg, man werdt nicht vil in der biblia lesen, denn man ist ir sehr uberdruß, und druckt ir niemandt mer nach." Auch sonst ist eine etwas trübe Betrachtungsweise zu beobachten. Aus der Gegenwart, die ihn wenig befriedigt, kehren seine Gedanken in den letzten Jahren mit Vorliebe in vergangene Tage zurück: Aber auch hier entdeckt er wenig Erfreuliches. „Das Bild seiner Jugend hat nachgedunkelt. — Nicht nur die Daten verschieben sich, sondern auch die Tatsachen." [1]) Aus anderen Quellen, die den Ereignissen näher stehen, zum Teil aus seinen eigenen Briefen, können wir es feststellen, daß seine Erinnerung ihm nicht immer treu geblieben ist. In der Verwertung der biographischen Angaben der Tischreden für die Zwecke der Geschichtschreibung ist darum Vorsicht geboten.

Auch an Gesprächen allgemeinen Inhaltes fehlte es an Luthers Tische nicht. Hierher gehören die mancherlei Sinnsprüche:

> Weißt du was, so schweig,
> Ist dir wohl, so bleib,
> Hast du was, so halt,
> Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.

oder:

> Iß, was gar ist,
> Trink, was klar ist,
> Red, was wahr ist.

oder:

> Schweig, leid, meid und vertrag,
> Dein Not niemand klag.
> An Gott nicht verzag,
> Sein Hilf kommt alle Tag.

Luther liebt auch die Sprichwörter, weil ihnen der Teufel feind ist. Gerne sähe er sie in einer Sammlung vereinigt und hat selber einen Beitrag dazu geliefert. Auf sie beruft er sich, wenn er auf die Juristen zu reden kommt: „Es ist ein alt sprichwort: Ein jurist ein boeser Christ. Und ist war." Aber auch das weibliche Geschlecht bekommt bei Gelegenheit sein

1) Hausrath, Luthers Leben II 432.

Teil ab: „Es sind alle fromme Jungfrauen; wo kommen denn die bösen Frauen her?"

> Ist der Apfel rosenrot,
> Ist ein Würmlein drinnen.
> Ist das Maidlein säuberlich,
> Hat es krause Sinnen.

Allerlei Stoff bieten Fragen des äußeren Lebens, — Diät, schlechte Besoldung der Pfarrer, Säkularisation von Klostergut, Zins, Bergwerksaktien, Ratschläge der verschiedensten Art. So betont Luther auf Befragen, daß man auch als Christ sein Recht vor Gericht suchen dürfe. Dazwischen kommen die Alten zu Ehren, wenn er etwa Cicero auf Kosten des Aristoteles lobt und seine Officia „ein köstlich buch" nennt; er würde sich, meint er, wenn er noch einmal jung wäre, auf Cicero einschwören, aber sein Urteil würde er sich zuvor an der heiligen Schrift festigen. Eine Kontroverse zwischen ihm und Melanchthon bildet je und je die Astrologie. Er erzählt, wie der abergläubische Freund ihn in Schmalkalden, das er krank verlassen mußte, noch einen Tag aufhielt „mit seiner heilosen und schebichten astrologia", weil gerade Neumond war, und wie er ein andermal aus demselben Grund nicht über die Elbe fahren wollte. Sein Urteil lautet kurz und derb: „Es ist ein dreck mit ihrer kunst." Sehr hübsch weiß er dann wieder die verschiedenen deutschen Stämme nach dem Grade ihrer Gastlichkeit zu charakterisieren: „Wenn ich vil reisen solt, wolt ich nirgent liber, denn durch Schwaben und Beierland zihen; sunt enim humanissimi et hospitales, accurrentes advenis et laute pro sua pecunia dantes (= Sie sind nämlich sehr menschenfreundlich und gastfrei, laufen auf die Fremden zu und geben ihnen anständig nach ihrem Vermögen). Hessitae et Misnenses illis aliquomodo respondent (= Hessen und Meißner entsprechen ihnen einigermaßen); sie nemen aber ir gelt wol darumb. Saxonia plane est incivilis, ubi neque rem neque verba dare possunt, dicentes (= Sachsen ist ganz unhöflich, da können sie nichts geben, nicht einmal gute Worte, sondern sprechen): Lise gast, ick weß nit, wat ick jhu gefen sol; dat wib it nit doheim, ich kan jhu nit herbrigen." Am unzivilisiertesten nennt er dann die Wittenberger. Außer von ihnen hat er auch von den Meißnern keine hohe Meinung. Als eines Tages die Rede auf sie kam, sagte er halb im Scherz, halb im Ernst zu Mathesius: „Wenn ich gewußt hätte, daß du ein Meißner bist, so hätte ich dich nicht an meinem Tisch aufgenommen."

Mit Vorliebe kehrte das Gespräch immer wieder zu den kirchlichen Fragen zurück. Da geißelt es Luther, daß für den Papst und die Kardinäle und auch für Erasmus die ganze Religion in das Gebiet der Fabel gehöre und ihnen lediglich als Stütze der kirchlichen und weltlichen Gewalt gut genug sei. Als Erasmus, dieser „italienische Epikureer", wie er ihn nennt, in Rom gewesen sei, habe er mit dem Kardinal gegessen und getrunken; „do haben sie nichts gethan, denn religionem nur verspottet". Luther weiß auch, worauf die Welt bei einem „beliebten" Prediger sieht, daß er nämlich 1. eine feine Aussprache habe, 2. daß er gelehrt sei,

3. daß er beredt sei, 4. daß er eine schöne Person sei, den die Mägdlein und Fräulein können lieb haben, 5. daß er kein Geld nehme, sondern Geld zugebe, 6. daß er rede, was man gern höret. Dem Cordatus gab er auf seinen Wunsch einmal folgende „kurze Weise zu predigen", die diesen allerdings wegen ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit schier erzürnte: „Erstlich musset ihr lernen auffsteigen zur cantzel; zum andern, daß ihr auch wisset, ein zeitlang darauf zuverharren; zum dritten, lhernt auch wieder herunter steigen." Das sollte heißen: er müsse den Beruf zu predigen haben, recht lehren und seine Zuhörer nicht durch allzu große Geschwätzigkeit beschweren. Immer wieder schärfte er es seinen Schülern ein, nur nicht zu hoch zu predigen, und meinte, er müsse noch einmal ein Buch wider die klugen Prediger schreiben. Als Erasmus Alber 1537 zum Hofprediger nach Küstrin berufen wurde, gab er ihm den Rat mit auf den Weg, nicht für den Fürsten, sondern für das Volk zu predigen, so werde seine Predigt auch für jenen passen. Er selber, fügte er dann hinzu, würde nichts Gutes machen, wenn er in seiner Predigt Melanchthon und andere Doktores ansehen sollte; aber er predige ganz einfältig für die Ungelehrten, und das gefalle allen; sein Griechisch, Hebräisch, Lateinisch spare er für seinen Freundeskreis daheim, „do machen wirs so kraus, das sich unser Herrgott druber wundert". Auch allerlei Anekdoten aus dem Pfarrersleben zirkulierten an Luthers Tische, wie das in den Pfarrhäusern heute noch geschieht. Da kann ein Knabe nicht beten, und wie sein Pfarrer mißbilligend zu ihm sagt: „Das ist nit gut", antwortet er flugs: „Drum hab ich's auch nit lernen wollen." Oder ein Pfarrer hat eines Tages das Mißgeschick, an einem Nagel auf der Kanzel hängen zu bleiben. Wie solches vor den Doktor kommt, sagt er trocken: „Ich dacht mirs wohl, er wär angenagelt gewesen, weil er nicht aufhören konnte." Zu lange Predigten waren ihm ein Greuel, und er warnte ausdrücklich davor, alles zu sagen, was sich zu einem Spruche sagen lasse, der einem gerade einfalle. Pflegte Jonas zu sagen, man solle die Kriegsknechte nicht alle ansprechen, die einem begegnen, so bestätigte das Luther seinerseits: „Das ist ein nerrischer Mensch, der do meinet, er will alles sagen, was im einfelt. Einer seh zu, daß er bei der propositio (Thema) bleibe und vorrichte das, das er vor im hat, das man dasselbige wohl vorsthe. Und gemanet mich derselbigen prediger, die alles wöllen sagen, was in einfelt, gleich wie der megde, die zu marckt sollen gehn: Wann in ein ander magt begegnet, so halten sie ein stenderling; begegnet in die ander, halten sie mit der auch ein sprach; also mit der dritten und vierten, und komen so langsam zu marckt." Auch davon wußte er zu sagen, wie er oft schwer geträumt habe, er solle predigen und hätte kein Konzept. Dazwischen fanden allerlei Anfragen ihre Entscheidung: wie man sich zu den böhmischen Brüdern zu stellen habe; ob ein Pfarrer mit gutem Gewissen die Messe lesen und das Evangelium predigen könne; wie es mit dem Beichtgeheimnis, dem Bann, der Verwaltung der Sakramente u. a. m. zu halten sei. Auf Kleinigkeiten ließ sich Luther dabei nicht ein. Als ein auswärtiger Pfarrer durch einen der Hausfreunde anfragen ließ, ob es einen Unterschied mache,

wenn man mit kaltem oder mit warmem Wasser taufe, lautete der Bescheid: „Antwortet dem tropffen, wasser sei wasser, es sei kalt oder warm." Sehr deutlich kam bei solchen Gelegenheiten bisweilen der konservative Zug in Luthers Natur zum Vorschein. Er konnte es sehr herb tadeln, wenn allerlei Neuerungen in kirchlichen Dingen vorgenommen wurden, ohne daß ein Interesse des Glaubens dazu nötigte. Natürlich wurden auch die kirchlichen Grundfragen des Zeitalters, Schrift und Vernunft, der Artikel von der Rechtfertigung und die Wittenberger Theologie nicht übergangen. Je älter Luther wurde, desto mehr hoffte er auf den Anbruch des jüngsten Tages. Von den Berechnungen des Weltendes, die manche anstellten, wollte sein nüchterner Sinn freilich nichts wissen. Aber die Zeichen, welche der Wiederkunft Christi vorangehen sollten, fand er gegen Ende seines Lebens schon sämtlich erfüllt. Er hielt es für gewiß, daß die Engel schon den Harnisch anzögen und die Wehr umgürteten zum Streit, um den Türken mitsamt dem Papst zu stürzen und in den Grund der Hölle zu schlagen. Der gute Wein des Jahrgangs 1540 deuchte ihn der Abschiedstrunk zu sein, den Gott ihm noch gebe vor dem Ende. Und als zwei Jahre später über Tisch die Äußerung fiel: „So die welt noch 50 gar sthen solte, wurde sich noch viel ding erregen", rief er dagegen: „Das walt Gott nicht! Es wurde erger werden, denn es jhe gewesen ist, denn es wurden mancherlei secten sich erheben, die itzt noch in der menschen hertzen vorborgen sein, das man nicht wüste, wo man darin were. Drumb kom, lieber Herr! Kom und schlage mit deinem jungsten Tage dorein, dann es ist keiner besserung nicht mer zu gewarthen."

Wie steht es nun aber mit den anstößigen Stellen, auf die die Gegner so gerne verweisen? Auch wenn man das ausscheidet, was erst später in die Tischreden hineingetragen worden ist und auf Rechnung anderer zu stehen kommt, bleibt immer noch manches übrig, was wir bei Luther lieber nicht finden möchten. Die Art, wie er seinen Abschied von der Welt mit dem Abgang des Kotes von dem Gedärm vergleicht, oder das Rezept Dr. Pommers, das er empfiehlt, um die Hexen ein- für allemal von der Milch zu vertreiben, auch die Bemerkung, die er über sich selbst macht, wo von der Selbstverstümmelung eines Waldensers geredet wird, sind für unseren Geschmack allzu derb, und der Scherz über „seine Frauen", den er einfließen läßt, wo er um Aufschluß über die tausend Frauen Salomos gebeten wird, will unserm heutigen Empfinden nicht mehr behagen. Aber alle diese und ähnliche Stellen wollen nicht aus unserer, sondern aus Luthers Zeit verstanden und beurteilt werden, in der man dem Satze naturalia non sunt turpia (was zur Natur gehört, ist keine Schande) eine ganz andere Geltung zugestand als heute, und die darum manches als Witz nahm, was in unseren Augen eine Roheit ist. In der Unbefangenheit, das Natürliche ganz unverblümt zu bezeichnen, reicht Luther noch nicht an das heran, was Rabelais, Fischart, Gryphius oder Shakespeare bieten. „Jene Freude am Lüsternen dagegen, die wir bei Papst Pius II. finden, oder das inbrünstige Zergliedern des Unanständigen, das die Moraltheologien der Jesuiten charakterisiert, fehlt seinem gesunden

Sinne völlig.“ (Hausrath.) Wer Schwänke nach der Art der Facetien von Heinrich Bebel in den Tischreden sucht, wird diese Sammlungen enttäuscht aus der Hand legen. Nach Reinheit des Herzens, die immer die Voraussetzung für die Wohlanständigkeit der Rede ist, hat Luther sein Leben lang ernstlich gestrebt. Konnte er auch nicht verhüten, daß bisweilen Schlangen durch seinen Garten zogen, so sorgte er doch immer dafür, daß sie sich darin nicht einnisteten. Er konnte sich heftig erzürnen, wenn er von adeligen Jünglingen hörte, die schändliche Schriften über Jungfrauen schrieben. Er wollte von Juvenal, Martial, Catull und anderen römischen Dichtern in den Händen der Schüler nichts wissen, weil sie da nur Schaden anrichteten. So werden wir wohl auch dem Zeugnisse eines Tischgenossen Glauben schenken dürfen, der, indem er den Maßstab seiner Zeit an die Äußerungen Luthers anlegte, unbedenklich erklären konnte: „Unzucht und schandbaren Reden war er feind. Ich hab, solang ich um ihn gewesen, kein unschamhaftiges Wort aus seinem Munde gehört.“ Noch auf einen anderen Umstand aber ist zu achten, wenn wir jene Derbheiten richtig beurteilen wollen. Es ist, wie bereits der Herausgeber des Tagebuchs von Cordatus bemerkt hat [1]), „wohl zu beachten, daß die stärksten derartigen Ausdrücke in der Regel nur dann bei Luther vorzukommen pflegen, wenn er mit dem Teufel selbst oder mit den Werkzeugen und Werken desselben zu tun zu haben glaubte. Dann beherrscht ihn das Gefühl, daß das Prinzip der Bosheit und Gemeinheit nicht anders genannt zu werden verdiene als in der Sprache des Gemeinen selbst, und es drängt ihn, seiner Verachtung und seinem Abscheu gegen den bösen Feind den stärksten Ausdruck zu leihen“.

5.

Die Tischreden liefern nicht nur lehrreiche Beiträge zur Kirchen-, Sitten- und Kulturgeschichte der Reformationszeit. Sie bieten auch ein persönliches Interesse. Immer wieder schaut uns aus ihnen das vertraute Gesicht Luthers entgegen. Wir erhalten hier eine willkommene Ergänzung zu dem, was wir anderswoher von ihm wissen. In dem zwanglos gesprochenen Worte tritt in aller Unmittelbarkeit und Frische hervor, was wir uns sonst aus seinen Schriften und Briefen und aus den Urteilen seiner Freunde zusammensuchen müssen. Der Mann, der einem ganzen Zeitalter Gepräge und Namen gibt, in dessen Stube sich die Menschen aus aller Herren Länder treffen, dessen Geist nach Conrad Ferdinand Meyers treffendem Wort „zweier Zeiten Schlachtgebiet“ ist, auf den man das Schriftwort anwenden könnte (1. Mose 32, 29): Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast obgesiegt, — dieser Mann erscheint uns hier in einer überaus anziehenden Weise als Mensch und Christ, als Ehemann und Hausvater, als Freund unter Freunden,als treuer und weiser Berater aller, die ihn befragen und ihre Nöte und Kümmernisse ihm offenbaren. Was man sonst so oft beobachten kann, daß in dem Bilde

1) Wrampelmeyer, zu Nr. 124 des Tagebuchs.

eines Mannes, den das Leben in lauter Kampf und Streit gestellt hat, die freundlichen, wohltuenden Züge mehr und mehr sich verwischen, davon findet sich hier keine Spur. Und erst der darf von sich sagen, daß er Luther wirklich kenne, der ihn im Kreise seiner Haus- und Tischgenossen unbefangen und aufmerksam betrachtet hat und sich von da ein Bild von ihm bewahrt, echt und treu.

Sehen wir uns dieses Bild näher an, so bemerken wir, daß es teilweise die Züge des alternden und alten Luther wiedergibt. Nach einer Äußerung aus dem Jahre 1532 läßt Luther die Abnahme eines Menschen schon vor dem fünfzigsten Jahre beginnen, und er selbst ist verhältnismäßig rasch gealtert. Nicht daß wir Spuren der Altersschwäche und des beginnenden geistigen Verfalls an ihm wahrnähmen. Aber mancherlei Beschwerden und Hemmungen machten sich bemerklich: Steinschmerzen, eine offene Wunde am Schenkel, Benommenheit und Kopfweh, asthmatische Anfälle und Lähmung eines Augenmuskels. Seine Natur rächte sich jetzt für alles, was ihr seit langen Jahren und unaufhörlich an Entbehrungen, Mühen und aufreibendem Leben zugemutet worden war. Als er 1536 auf eine vierundzwanzigjährige Predigttätigkeit in Wittenberg zurückblickte, meinte er, das Seine getan zu haben, und verwies auf seine Korrespondenz als eine Zeugin seiner Arbeit; hätte er alle Briefe aufgehoben, die er erhalten habe, so könnte er ein großes Haus damit füllen. „Aber nichts hat mir so zugesetzt als die Sorgen, namentlich die bei Nacht.“ Todesahnungen kamen ihm manchmal, und er war darauf gefaßt, daß es möglicherweise einmal schnell ein Ende mit ihm nehmen werde. Lieber aber war ihm der Gedanke, sich auf den Tod vorbereiten zu dürfen. Als er im Winter 1542 auf 43 sein Ende ganz nahe glaubte, dachte er daran, Abschied von den Seinen zu nehmen. Auch sein Ältester, Hans, der seit kurzem die Schule in Torgau besuchte, sollte von dort heimgerufen werden. Als Käthe ihm die trüben Gedanken auszureden suchte, erwiderte er: „Ich sterbe nicht so blötzlich. Ich will erstlich mich niderlegen und kranck werden, aber ich will nicht lang ligen. Ich habe der welt sat, so hat sie meiner wider sath; das bin ich auch wol zufrieden.“ Ähnlich hatte er schon 1537 sich geäußert, als ihm aus Hall bei Innsbruck zugetragen worden war, er sei in Italien zur großen Freude der Papisten totgesagt worden. Dem Überbringer dieser Nachricht, der ihn zur Beruhigung seiner Freunde um eine selbstverfaßte Grabschrift bat, schrieb er damals folgendes Epitaphium: „Ich, Doctor Martinus beken mit dieser meiner handschrifft, das ich mit dem Teuffel, babst und allen meinen feinden gar eines sins bin; denn sie wolten gern frölich sein, das ich gestorben were, und ich gunte inen von hertzen solche freude und were wol gern gestorben, zu Schmalkalden, aber Gott hat noch nicht solche freude wollen bestetigen. Er wirdts aber thun, eher denn sie meinen, nicht zu grossem gluck, und werden ein mal singen: Ach, das nun der Luther noch im leben were!“ Schwerer als die körperlichen Schmerzen peinigte ihn, was sein Gemüt bedrückte. War einer seiner Gegner um den anderen gestorben, so fragte er: „Was hilfts? Kommt ein Bube weg, so kommt ein anderer

in die Stadt." Von den Erfolgen seiner Wirksamkeit hielt er nicht viel. Bei der Predigt des Evangeliums in Wittenberg schien ihm ebensoviel herauszukommen wie bei dem Regen, der in die Elbe fiel, und wies man ihn auf den großen Aufschwung hin, den die evangelische Sache in Deutschland genommen hatte, so meinte er, diese Erscheinung nur mit dem letzten Aufflackern eines erlöschenden Lichtes, nur mit der letzten Regung der Lebensgeister bei einem Sterbenden vergleichen zu dürfen. Ein neues Geschlecht war um ihn her groß geworden, das die Errungenschaften der Reformation nicht voll zu würdigen wußte, und es schien nötig, diese Jugend daran zu erinnern, daß es „ein wunderlich Ding im Papsttum" war. „Danckt unserm Herrngott, ir jungen gesellen, und seit from, das ir nicht auch ein mal solch ding oder noch schendlichers must gleuben", heißt es darum in einer Tischrede vom Jahre 1544. Das Urteil über die Welt lautet so schlecht als möglich. Das Gericht steht vor der Tür. „Die welt ist auf die heffen kommen; wer etwas will anfahen, der mag es tun; die freuden findt aus, undt hoff, der jungste tag sey nicht weit; es ist alles rein ausgespuelet. Praesens mundus et hoc saeculum, si ad praeterita conferam (= die jetzige Welt und diese Zeit, wenn ich sie mit früher vergleiche), so ists kaum als ein ubrig aepfelein, das noch am Baume henckt. Monarchiae Babyloniorum, Persarum, Graecorum, Romanorum sunt evacuatae (= das babylonische, persische, griechische und römische Reich ist dahin). Papa (= der Papst) hatt Romanum Imperium erhaltenn; das ist der letzte Johannistrunckh, der gehet nun auch dahin. Omnia signa praeterea coelestia et terrestria significant, finem mundi instare. (= Zudem zeigen alle Zeichen am Himmel und auf Erden an, daß das Ende der Welt bevorsteht.) Ich hoffe, der liebe Gott werdts ein endt machen." Auch Deutschland wird von dem Gerichte nicht verschont bleiben. „Ich wolt", sagte darum Luther, als er erfuhr, daß Erasmus Alber als angeblicher Aufrührer aus Brandenburg verjagt worden sei (im Herbst 1542), „das ich und alle meine kinder gestorben weren! Denn es wirt noch wunderlich in der welt zugehn. Wer da leben soll, der wirt sehen, das es imer erger wirt"; jetzt erfülle sich Matth. 3, 12, und wie an Rom, so werde Gott auch an Deutschland tun, „wirt die fromen also hin nemen und darnach mit Deutschem land ein ende machen; denn es hat die straf jhe wol verdienet, und ist noch keines auffhörens." Am schlechtesten aber kommt in dem Urteile Luthers die Stadt mit dem heiligen Stuhle weg. Von ihr erklärt er jetzt kurzweg: „Ist eine hell, da sthet Rom darauff!"

Doch wie trüb auch das Bild der Welt ist, das Luther sieht, so ist sein Sinn doch derselbe geblieben. Er ist ganz der alte mit der Sicherheit und Klarheit seiner Stellung. Er weiß ganz genau, daß er die Schrift und seinen Herrn Christus auf seiner Seite hat, und manches Verdikt, das er über alte und neue Gegner fällt, und das wir in seiner Schroffheit für maßlos halten, erklärt sich einfach aus der Überzeugung, ohne die er als Reformator überhaupt undenkbar ist, daß er nämlich das göttliche Recht für sich habe, und daß darum alles, was wider ihn aufstehe, wider Gott

und also unrecht sei. Er ist auch offenherzig wie nur je. Er bekennt sich ohne jede Entschuldigung und Beschönigung zu seinem leidenschaftlichen Temperament, weiß er doch, was er seinem Zorn verdankt: der ist seine Arznei, und wenn er gut schreiben, beten oder predigen soll, so muß er zornig sein; da erfrischt sich sein ganzes Geblüt, sein Geist schärft sich, und alle Versuchungen weichen. Auch seine Phantasie ist so geschäftig wie einst. Er kann es sich recht lebhaft ausmalen, wie es mit Adam und Eva nach dem Fall gegangen ist. Sie werden des Trostes durch die Engel immer wieder bedurft haben, um überhaupt noch als Eheleute miteinander zu verkehren, und sie werden oft die neunhundert Jahre miteinander gescholten haben: „Du hast den Apfel gefressen!" und dawider: „Warum hast du mir ihn gegeben?" Ebenso weiß er sich die Kindheit Jesu farbig auszuschmücken und braucht dazu nicht die albernen Legenden der apokryphen Evangelien. „Ich glaubs auch", spricht er einmal, „das liebe Jesulein habe seiner Mutter als ein gehorsam Kind im Hause arbeiten helfen und bisweilen Wasser geholt, vielleicht auch zu Zeiten Wein mitgebracht, drum seine Mutter zu Kana auf der Hochzeit, da Wein mangelt, ihn anspricht aus voriger Erfahrung." Nicht weniger deutlich steht ihm das Bild des Apostels Paulus vor Augen: er ist „unansehnlich von Person gewesen, ein armes, dürres Männlein, wie Philippus". Daß Luther menschenfreundlich war, ist bekannt. Aber sentimentale Humanität lag ihm fern. Mit Spitzbuben, die er freigebeten, hat er es erlebt, daß sie nach ein paar Tagen doch an den Galgen kamen. Darum lautet sein Urteil über sie: hinweg mit ihnen! Sie gehören an den Galgen, wie der Mönch ins Kloster und der Fisch ins Wasser. Viel milder äußert er sich dagegen über die Selbstmörder, wobei er freilich nicht sowohl die Öffentlichkeit als vielmehr die Seelsorger im Auge hat. Will er auch an der harten Praxis nichts ändern, die diese Menschen verbrennt usw., so kann und will er sie doch nicht verdammen, denn er sieht in ihnen Opfer des Satanas, die man für das, was sie tun, nicht verantwortlich machen kann; „drumb mussen wir in furcht stehen, Gott bittenn." Je und je gibt er Proben seiner Menschenkenntnis. Am besten weiß er über die Bauern Bescheid, unter denen er seine Kindheit verbracht hat. „Ich bin eins bauren son. Baurn sindt könig und kaiser worden." Aber das Bild, das er von ihnen zeichnet, ist sehr realistisch ausgefallen. Seine Kenntnis ist zu intim, und der Bauernkrieg hat sein Urteil nur verschärft. Wenn ihm gesagt wird, daß die Bauern sich an dem Wandel ihres Pfarrers stoßen, so gilt ihm das nur als eine Ausrede; denn wenn der Pfarrer von guten Sitten ist, so nehmen sie sich doch kein Beispiel an ihm, sondern sagen nur: „Wer kann so from sein, als unser pfarherr? Ich muß meins dings warten." Überhaupt traut Luther der Frömmigkeit der Bauern gar nicht: „Ein baur, der ein Christ ist, ist ein hultzern schüreisen", urteilt er (1537) über sie und meint, bei ihnen sei es auch jetzt noch wie unter dem Papsttum, wo in Dabrun bei Wittenberg ein Bauer, der versehen werden wollte, nicht an die Auferstehung der Toten glauben mochte. Als ihm dann die Sterbesakramente verweigert wurden, da ging sein Gevatter Schultheiß zu ihm

und redete ihm zu: „Liber gevatter, glaubt doch, mirs zu gefallen! Brichts doch kein bein! Ich will euch gut dafur sein: Es wird nichts daraus.“ So sagten sie auch heute noch, wenn man sie examiniere, „Ja, Ja“, aber im Herzen glaubten sie doch nichts. „Ein bauer ist ein sau; denn wenn man ein sau schlecht, so ist sie todt. Sic (= so) denckht ein bauer nicht in ienes leben, den sie wurden vil anderst darzu thun.“ Ebenso wie der Unglaube mißfällt Luther der Geiz der Bauern. „Ich wolt mir wunschen“, äußert er einmal, „das ich nur drey tag möcht ein Engel sein. Da wolt ich allen pauren ihre schetze stelhen undt in die Elb werffen. O hoho! Da wurden alle strick zu wenig werdenn, also wurden sie sich henncken; einer hie, der andert dortt.“ Auch Humor, Spott und Sarkasmus fehlen den Reden Luthers nicht. Nicht ohne Behagen erzählt er (1537) von einem Bischof, der, ein christlicher Leonidas, im Türkenkrieg seinen Leuten verhieß: „Welche erschlagen werden, sollen heut das abentmal im himel essen.“ Er selber floh aber in der Schlacht, und als man ihn fragte, ob ihn nicht nach dem Nachtmahl droben gelüste, gab er zurück: „Nein, ich will heint fasten!“ Auch Bocaccios Novelle ist ihm bekannt von dem Juden, der Christ werden, vor seiner Taufe aber nach Rom reisen wollte. Dem Priester, dem er das gesagt hatte, war das nicht ganz recht, denn er fürchtete, die häßlichen Eindrücke, die er dort empfinge, könnten ihn von seinem Vorhaben wieder abbringen. Der Jude ging aber doch hin, sah dort die vielen Greuel und fühlte sich eben dadurch in seinem Entschlusse bestärkt: „Nun will ich gern der Christen Gott annemen, quia satis patiens est (= weil er geduldig genug ist); kan er solche buberei zu Rom leiden, tum facile potest omnia scelera mundi ferre (= dann kann er leicht alle Verbrechen in der Welt ertragen). Nam noster Deus satis iratus est, qui nos, populum suum, varie cruciavit. (= Denn unser Gott ist etwas zornig und hat uns, sein Volk, auf mancherlei Weise geplagt).“

Das Bild Luthers, das wir an der Hand der Tischreden hier nachzuzeichnen versuchen, wäre aber unvollständig, wenn es uns nicht auch sein inneres Leben und die Eigenart seiner Frömmigkeit erkennen ließe. Religiöse Gegenstände und Erfahrungen des christlichen Lebens kommen oft zur Sprache: „Die Bibel“, hören wir ihn einmal sagen, „ist ein schöner Wald, darin kein Baum ist, an den ich nicht mit meiner Hand geklopft habe.“ Und von dem Gebet bekennt er: „Das weis ich, so offt ich mit ernst gebett hab, das mirs ein rechter ernst gewesen ist, so bin ich gewislich erhöret worden und reichlich und mer erlangt, dann ich begert hab. Unser Herrgott hat wol vorzogen, sed tamen audivit (= aber doch hat er erhört).“ Aus frischer Erfahrung bezeugt er das im Frühjahr 1540, als Käthe von schwerer Krankheit wieder genesen war: „Unser Herrgott gibt alle mal mehr, als wir bitten. Wenn wir recht umb ein stuck brot bitten, so gibt er ein gantzen acker. Ich bat, Gott solt mir meine Kethe leben lassen, so gibt er ir ein gut jar darzu.“ Auch die Anweisung, was einen rechten Theologen mache, gehört hierher: „Man muß denken und der Schrift Worten nachtrachten und den Herrn der Bibel um seinen Geist herzlich ansprechen, welcher der Torhüter ist zu Gottes Liberei (Bücherei),

und muß etwas in der Schule des Kreuzes versucht und erfahren haben, wie Christus auch zuvor in die Wüstenei vom Geist geführt und vom Teufel versucht ward, ehe er im dreißigsten Jahr auftrat.“ Besonders gut kennt er sich mit den Anfechtungen aus und weiß für sie immer wieder Rat, bald mit Schriftstellen, bald mit einer Anekdote. Anfang 1532 erzählt er, wie frühe am Morgen der Teufel mit ihm über Zwingli disputiert und er dabei erfahren habe, daß man nach dem Essen zu einer solchen Disputation geschickter sei als nüchtern. So sei ein Bischof auch einmal von seiner Schwester besucht worden, die von ihren Anfechtungen nicht loskommen konnte. Da habe er ihr drei Tage gut zu essen und zu trinken gegeben, und als er sie dann nach ihren vorigen Gedanken fragte, hatte sie sie ganz vergessen. Seinen Rat: Also esset und trinket und tut euch gütlich! beschränkt er aber auf die Niedergeschlagenen, für die auch Mose und das Gesetz nicht taugt. Ausdrücklich nimmt er die von ihm aus, die sich einem ausschweifenden Leben ergeben haben und von böser Lust geplagt werden.

In aller Stärke tritt in den Tischreden der religiöse Realismus Luthers hervor. Wir denken hierbei weniger an die Seite desselben, die man heutzutage als ungebrochene Stellung zu der heiligen Schrift zu bezeichnen liebt. Denn wie fest Luther auch auf der Bibel fußt, so nimmt er doch nach wie vor im einzelnen eine freie Stellung zu ihr ein, Jakobus z. B. erhält auch in den Tischreden seine Rüge. Es handelt sich uns hier um die massiven, von allem Spiritualismus weit abliegenden religiösen Vorstellungen Luthers. Ebenso fest wie an Gott und die Seligkeit glaubt er auch an den Teufel, an Hexen und Poltergeister, während er von himmlischen Erscheinungen nichts wissen will. Als Bergmannssohn weiß er nicht nur davon zu erzählen, wie der Teufel im Bergwerk die Leute betrügt, daß sie wähnen, einen großen Haufen Erz oder gediegenes Silber zu sehen, da es doch nichts ist. Er kennt den bösen Feind auch aus eigener Erfahrung. Wenn er des Nachts keinen Schlaf finden kann, oder wenn ihn böse Träume ängstigen, so weiß er, daß der Teufel jetzt wieder seine Macht an ihm probiert. Er steht in einem ganz persönlichen Verhältnis zu ihm, ist mit ihm im Schlafhause auf und ab gegangen, hat mit ihm disputiert und gekämpft, daß ihm der Schweiß darüber ausbrach, hat ihn auch schon einfach fortgeschickt, weil es nach Gottes Ordnung Zeit war zu studieren oder zu schlafen. Seine besten Kämpfe mit ihm hat er „in seinem Bette, an seiner Käthe Seiten“ gehabt. Diesem unheimlichen Gaste schreibt er aber nicht bloß zu, was er an Anfechtungen durchmachen muß, sondern er führt alles auf ihn zurück, was er sich sonst nicht erklären kann, z. B. auch das Nachtwandeln der Mondsüchtigen und die Fähigkeit der Affen und Papageien, die Menschen nachzuahmen. „Last uns den Deufel nit also verachten; er ist ein thausendkunstler“, warnt er das Geschlecht, das nicht mehr herzhaft an ihn glauben will. Was zu Tod und Schrecken, zu Mord und Lügen dient, das erklärt er für des Teufels Handwerk. Er sitzt und haucht, so gibt es ein Wetter, wie seinerzeit in Nürnberg, wo der Sturm im Wald 40 000 Bäume umwarf und das halbe Dach der

Burg fortriß; auf der anderen Seite aber sitzen die Engel, und wenn sie blasen, so kommen die guten Winde. Seine besondere Domäne aber ist es, die Menschen in ihrer Andacht zu stören und sie an ihrem Heile irre zu machen. Da weiß Luther keinen besseren Rat, als ihn mit Verachtung zu strafen. Das gefällt ihm an einem Altvater so gut, der saß und betete; und da ihn der Teufel dabei mit Grunzen stören wollte, rief er ihm zu: „Ei, Teuffel, wie ist dir so recht geschehen! Du solst sein ein Engel worden, so bistu zu einer sau worden." Da ward der Teufel still, denn sein Stolz erträgt nichts so schlecht, als wenn man ihn verachtet. „Und das sihet man fein", bemerkt Luther dazu: „Wann sich der Teuffel hat wider ein Christen geleget, so ist er zu schanden worden; denn wo fides (Glaube) und fiducia (Glaubenszuversicht) ist, da kan er nichts gewinnen."

Am anziehendsten wird uns das Bild Luthers vielleicht dadurch, daß er in einer ganz unaufdringlichen Weise von dem Vorrechte des Alters Gebrauch macht, der Jugend Rat und Belehrung zu erteilen. Er vergißt nie, daß er Menschen um sich hat, die ihre eigenen Nöte, Sorgen, Zweifel und Bedenken haben, und so läßt er als ein Freund und Seelsorger gerne in die Unterhaltung einfließen, was ihnen dienlich sein konnte. Litten sie Mangel, so half er ihnen gerne aus. „Wie oft", hören wir Cordatus sagen, „hat er in Wittenberg zu mir gesagt: Cordatus, wenn ihr kein Geld mehr habt, so habe ich noch einige silberne Becher." Und als derselbe Hausfreund Schwierigkeiten in seinem Amte fand und namentlich vor dem Predigen große Angst hatte, beruhigte ihn Luther, indem er ihm versicherte, ihm selbst sei es ganz ebenso ergangen. Ein andermal klagte der Pfarrer von Rochlitz, Magister Anton Musa, er könne selber nicht glauben, was er anderen predige. „Gott sei Lob und Dank", rief da Luther aus, „daß es anderen Leuten auch so gehet! Ich meinte, mir wäre allein so." Dieses Trostes konnte Musa sein Lebtag nicht vergessen. Am meisten unter den Freunden durften sich Hieronymus Weller und Johann Schlaginhaufen des seelsorgerlichen Zuspruches Luthers erfreuen, da sie am häufigsten mit Selbstquälerei und trübseligen Gedanken geplagt waren. Weller klagte einst: „Der Teufel kann einen meisterlich suchen, da es am wehsten tut!" und war so kleinmütig, daß ihn Luther fragte, mit wem er eigentlich zürne, mit Gott oder mit ihm oder mit sich selber. Als erfahrener Seelsorger riet ihm dann Luther, die Einsamkeit in dieser Gemütsverfassung zu meiden, und gab ihm einen Mönch als Beispiel, der in der Stunde der Anfechtung seine Zelle verließ und die Fratres aufsuchte. Auch er selbst, bekannte er dann, gehe in solchen Stunden lieber zu seinem Sauhirten Johannes, ja selbst zu den Schweinen, als daß er allein bliebe. Schlaginhaufen hat uns in seinen Aufzeichnungen manches davon erzählt, wie Luther ihn aufrichtete. Er war oft von dem Zweifel geplagt, ob er auch zu den Auserwählten gehöre, und ob die Verheißungen der Schrift auch ihm gälten. Dann konnte er trübsinnig und teilnahmlos im Kreise der übrigen dasitzen, bis ihn Luther wieder aufrichtete. Der sagte dann etwa zu ihm: „Glaubt mir; wenn Ihr nicht so einen guten Stein im Brett hättet bei Gott, dem Vater, so würdet Ihr die Tentation nicht haben." Oder er empfahl ihm: „Wenn ja diese Versuchungen nicht wollen ausbleiben, so exkommuniziert sie im Namen des Herrn Jesus Christus und sprecht: „Die Münzen hat uns Gott verboten zu nehmen, sie sind nicht ungarisch, böhmisch oder sächsisch, sondern sie sind vom Teufel geschlagen, darum sollen wir sie nicht nehmen, sondern ihm seine Münze verwerfen." Eines Abends, als er sich mit ihm im Garten erging, nahm er für ihren Mangel an Vertrauen zu Gott zwei Vögel zum Beispiel, die ihr Nest bauen wollten und ängstlich jedesmal davon flogen, so oft die beiden in die Nähe kamen, obwohl keiner etwas Böses gegen sie im Sinne hatte. Unvergeßlich blieb dem Angefochtenen auch, wie sich Luther um ihn annahm, als er am Silvesterabend 1531 bei ihm ohnmächtig wurde, und wie er ein andermal, als die übrigen Gäste sich verabschiedet hatten, ihn noch bei sich zurückbehielt: „Ihr seid der nächste Nachbar, kommt noch wohl heim." Da ließ er ihn in sein Herz blicken, wie auch er sich feind sei, daß er den Artikel von der Vergebung der Sünden nicht in dem Maße von Herzen glaube, wie er wolle. Er fing an, ihm von den Anfechtungen Davids zu reden und von dem Herzeleid, das diesem daraus erwachsen, von dem Troste der Liebe Gottes, den Paulus im Römerbrief gebe. Und er schloß: „Darum, lieber Schlaginhaufen, seid getrost, haltet am Wort Gottes, laßt uns beten, Gott anrufen, daß wir verharren in dem und bei dem lieben Jesu Christo, so wollen wir uns fröhlich sehen bald am jüngsten Tage. Amen."

Der Mund des Mannes, der so geredet hat, ist längst verstummt. Aber man kann auch hier sagen: Wiewohl er gestorben ist, redet er noch. Und was er redet, das erhebt sich turmhoch über das, was sonst vielfach dazu dienen muß, die Kosten einer Unterhaltung zu bestreiten. Es zu hören, erfüllt uns nicht nur mit Bewunderung und Dankbarkeit, sondern zugleich auch mit einer gewissen Beschämung. Was bot denn eigentlich diesem Geiste das Wittenberg seiner Tage an geistigen Anregungen? Hier war nichts von alledem zu finden, was man heute in der Regel auch an kleinen Plätzen haben kann. Erst Luther hat mit Melanchthon den Ruhm der Stadt begründet und ihr geistiges Leben geschaffen. Vor allem die, welche mit ihm an demselben Tische saßen, erfuhren es, was für Schätze dieser große Geist mit vollen, nimmer müden Händen aus seinem Überflusse ihnen mitzuteilen hatte. Was er zu ihnen sagte, das ist alles aus seinem eigenen inneren Reichtum geschöpft. Und dabei verliert sich seine Unterhaltung nirgends ins Flache, nirgends ins Gemeine. Allem weiß er einen Zug zum Bedeutenden zu geben. Das hat seinen Gesprächen ihren Eindruck bei denen gesichert, die sie mitanhörten und an ihnen mitbeteiligt waren. Dadurch üben sie heute noch ihre Anziehungskraft auf uns aus. Trotz allen hämischen Bemerkungen unberufener Kritiker wird es darum bei dem sein Bewenden haben, was bereits sein ältester Biograph nach den persönlichen Eindrücken, die er sich von dem ganzen Ton und Geist der Tischreden bewahrte, über Luther geurteilt hat: „Er hat nicht das, was er mit seiner Rechten an Geheimnissen Gottes treulich ausgespendet

hat, gleichsam wieder mit seiner Linken den Zuhörern entwendet mit ärgerlichen Exempeln oder ungeschmackten Reden.“ Er erträgt den Maßstab wohl, den derselbe Mathesius an ihn anlegt: daß es den Predigern gezieme, auch daheim an ihrem Tische ihr Licht leuchten zu lassen, damit sie, wie die gottseligen Ehefrauen, mit dem Wort und guten Wandel viele Leute unserem Gott gewinnen und die Bekehrten nicht mit wüstem Wesen von der Wahrheit abschrecken und ärger machen. Luthers Tischreden sind nach des Apostels Wort „allezeit lieblich und mit Salz gewürzet“. Es steht über ihnen als Motto das Wort aus den Sprüchen Salomos (25, 11): Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Äpfel auf silbernen Schalen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).

Verlag des Evangelischen Bundes, Halle (Saale).

Reden und Vorträge

gehalten bei den

Generalversammlungen des Evangelischen Bundes

1909, 1910 und 1911.

1909: Aufruf. — Begrüßung des Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses und des Evangelischen Oberkirchenrats in Baden durch Oberkirchenrat Mayer-Karlsruhe. — Begrüßungsansprachen des Ersten Vorsitzenden Exzellenz von Leßel-Halle (Saale). — Zur Zeitlage und zur Jahresarbeit. Rede des geschäftsführenden Vorsitzenden, Direktors Lic. Everling-Halle (Saale). — Religion und Politik. Rede des Landtagsabgeordneten Amtsgerichtsrats Dr. Lohmann-Weilburg. — Ist eine Änderung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat anzustreben? Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Otto Mayer-Leipzig. — Die Reformation und die deutsche Kultur. Von Geh. Kirchenrat D. Meyer-Zwickau. — Ein starker Protestantismus: der Hort echter Freiheit. Von Universitätsprofessor D. Baumgarten-Kiel. — Ein starker Protestantismus: der Bürge wahren Friedens. Von Stadtpfarrer Dr. Weitbrecht-Wimpfen. — Treue zur evangelischen Sache, dazu mahnt die Pfälzer Geschichte! Von Pfarrer D. Dr. Diehl-Darmstadt. — Treue zur evangelischen Sache, das fordert unsere Gegenwart! Von Pfarrer Storch-Magdeburg. — Rede im Hofe des Heidelberger Schlosses am 27. September 1909 von Universitätsprofessor Lic. Fr. Niebergall.

1910: Aufruf. — Begrüßungsansprachen und Antwort des Zentralvorstandes. — Schlußansprache von Geh. Kirchenrat D. Meyer-Zwickau. — Zur Zeitlage und zur Jahresarbeit. Direktor Lic. Everling-Halle (Saale). — Zur Förderung der evangelischen Kirche in Österreich. Geh. Kirchenrat D. Meyer-Zwickau. — Die deutsch-evangelische Diaspora im Auslande. Geh. Konsistorialrat Prof. D. Mirbt-Marburg (Bez. Kassel) — Die evangelische Mission in den deutschen Schutzgebieten. Professor D. Haußleiter-Halle (Saale). — Mehr Ehrfurcht vor der Religion! Gymnasialdirektor Erythropel-Hameln. — Mehr Vertrauen zu den Lebenskräften der Reformation! Prof. D. Hunzinger-Erlangen. — Mehr Verständnis für Organisation! Pfarrer Proebsting-Lüdenscheid. — Mehr Teilnahme am Leben der Gemeinde! Prof. D. Schian-Gießen. — Ansprache zur Eröffnung. D. Wächtler-Halle (Saale). — Gemeinsame Weltanschauung, Ultramontanismus, Protestantismus. Generalsuperintendent D. Kaftan, Wirkl. Oberkons.-Rat, Kiel.

1911: Aufruf. — Predigt im Eröffnungsgottesdienste. Pfarrer Proebsting-Lüdenscheid. — Begrüßungsansprachen. — Antwort des stellvertretenden Vorsitzenden D. Wächtler-Halle (Saale). — Zur Zeitlage und Jahresarbeit. Direktor Lic. Everling-Halle (Saale). — Protestantische und ultramontane Schulideale. Professor Dr. Wolf-Düsseldorf. — Eröffnungsansprache. Geh Bergrat Kleine-Dortmund. — Gedächtnisansprache. Superintendent D. Wächtler-Halle (Saale). — Die Vorbedingungen eines wahren konfessionellen Friedens. Amtsgerichtsrat Dr. Lohmann-Weilburg. — Die Begründung einer Kundgebung. Generalleutnant z. D. von Leßel-Coburg. — Der Protestantismus und die deutschen Volksschichten. Prof. Dr. v. Wenckstern-Breslau. — Der Protestantismus und die deutschen Volksstämme. Stadtpfarrer Fikenscher-Nürnberg. — Deutsch-evangelische Wacht in unserm Vaterlande. Justizrat Elze-Halle (Saale). — Deutsch-evangelische Wacht in unserm Vaterlande. Pfarrer Niemöller-Elberfeld. — Deutsch-evangelische Wacht in unserer Ostmark. Pfarrer Aßmann-Bromberg. — Deutsch-evangelische Wacht in Österreich. Pfarrer Mahnert-Marburg (Drau). — Deutsch-evangelische Wacht in Österreich. Pfarrer Monski-Krems.

Preis jedes Bandes 1 Mark.

Verlag des Evangelischen Bundes, Halle (Saale).

Einzelausgaben

der bei der 24. Generalversammlung des Ev. Bundes
in Dortmund gehaltenen

Reden und Vorträge:

Zur Zeitlage und Jahresarbeit.

Zum Gedächtnis von D. Bärwinkel und D. Meyer.

Preis 15 Pf.

Der Protestantismus
und die deutschen Volksschichten.

Der Protestantismus
und die deutschen Volksstämme.

Preis 25 Pf.

Deutsch-evangelische Macht in unserm Vaterlande,
in unserer Ostmark und in Österreich.

Preis 50 Pf.

Protestantische und ultramontane Schulideale.

Preis 25 Pf.

Die Vorbedingungen
eines wahren konfessionellen Friedens.

Preis 25 Pf.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).